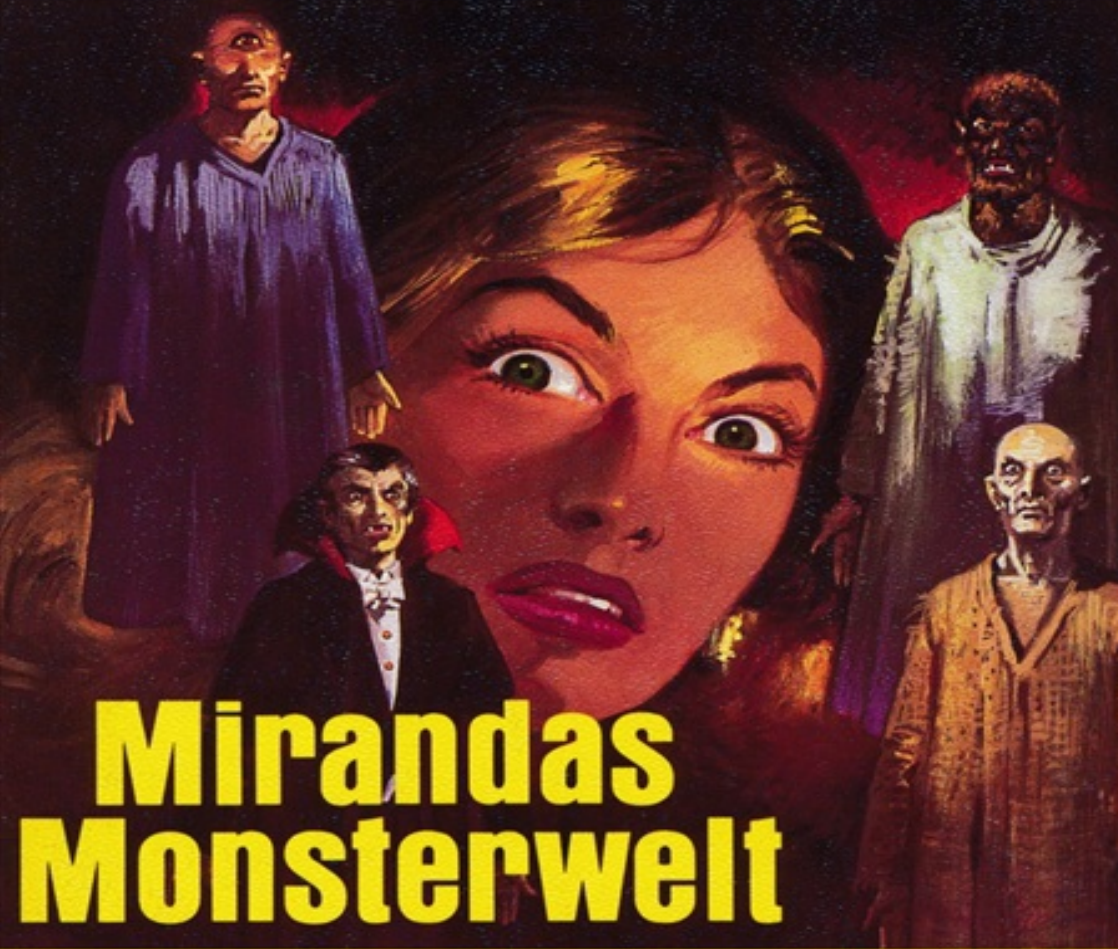


# GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR



## Mirandas Monsterwelt

**BASTEI  
LÜBBE**

**Die große Horror-Serie  
von Jason Dark**



# **Mirandas Monsterwelt**

**John Sinclair Taschenbuch Nr. 58**

*von Jason Dark*

*erschienen am 14.01.1986*

*Titelbild von Vicente Ballestar*

Bastei Verlag

# **Mirandas Monsterwelt**

**Sie hieß Miranda, war zwanzig Jahre jung, schön, blond, besaß grüne Augen und hütete ein grauenvolles Geheimnis: Sie war die einzige Person auf der Welt, die aus vier Monstern bestand. Einem Vampir, einem Werwolf, einem Zombie und einem Zyklopen. Tagsüber war sie zu allen freundlich. In der Nacht aber erwachte ihr höllischer Trieb. Dann wurde sie zu einer reißenden Bestie...**

Percy Morton hatte die Tür seines Hauses kaum aufgeschlossen und den Flur betreten, als er merkte, daß etwas nicht stimmte. Aber was?

Das kleine Licht in der langen Diele brannte wie eine ewige Leuchte. Ihr matter Schein fiel auf die gelblich schimmernden Tapeten, den kleinen Schrank aus Weichholz, streifte die Bilder, die Motive aus der christlichen Seefahrt zeigten, und verlor sich dicht vor der ersten Stufe der nach oben führenden Treppe.

Genau da bestand das Problem.

Es war nicht die Treppe, die den Mann störte, sondern die obere Etage, wo sie endete.

Was lauerte dort?

Percy holte nur durch die Nase Luft. Schon dieses schnaufende Geräusch störte ihn, und deshalb bemühte er sich, daß auch seine Schritte nicht zu hören waren. Wenn sich jemand im Haus aufhielt - und dieses Gefühl hatte er -, sollte der andere ihn nicht unbedingt schon jetzt hören. Deshalb blieb er vor der Treppe stehen und atmete erst einmal aus.

Er mochte es nicht, wenn sich das Haus tagsüber aufgeheizt hatte und am Abend nicht gelüftet wurde. Deshalb hatten die Mauern die Wärme des Tages noch gespeichert und gaben sie nun nach innen hin ab. Darunter litt auch der Mann, und er merkte schnell, daß sich auf seiner Stirn ein Schweißfilm gebildet hatte.

Vorsichtig wischte er ihn ab. Einige Tropfen fielen zu Boden und blieben auf dem Teppich liegen.

Morton hob den linken Arm und legte die feuchte Handfläche auf den Handlauf des Geländers. Der bestand aus dunklem Kunststoff. Zwischen der menschlichen Haut und ihm bildete sich sofort ein feuchter Film. Als Schmier blieb er liegen.

Obwohl sich Morton in seinem eigenen Haus befand, traute er sich nicht, von dieser Stelle aus nach oben zu rufen und zu fragen, ob sich dort jemand aufhielt.

Statt dessen blieb er stehen, wartete, lauerte und konzentrierte sich auf das, was ihn umgab.

Es war die normale, spätabendliche Dunkelheit. Nichts Ungewöhnliches, und doch kam ihm diese Finsternis so vor, als hätte sie allein auf ihn gewartet, um das freizulassen, was sie bisher noch versteckt gehalten hatte.

Aber was hielt sich dort versteckt?

Der Mann spürte das innerliche Zittern. Er konnte nicht dagegen ankämpfen, es war einfach vorhanden, und er dachte daran, ob es wieder einmal soweit war.

Ja, der Vollmond stand am Himmel.

Erst jetzt fiel es ihm ein, und als er sein »Mein Gott« hervorpreßte, drückte er seine Hand gegen den Mund, aus Angst, sich schon zu früh verraten zu können.

Sie mußte einfach oben sein. Er hatte sie zwar nicht gesehen, aber gefühlt. Ihre Ausstrahlung war vorhanden, sie lag da wie eine unsichtbare Wattesicht, und sie strahlte auch gegen ihn.

Furchtbar...

Weshalb mußte gerade ihm das passieren? Aus welchem Grund war er der Verfluchte?

Der Mann wußte es nicht, er nahm es hin, auch zum dritten- oder viertenmal. Dabei wäre es besser gewesen, eine Waffe zu nehmen und einfach zu töten.

Ja, zu töten, dann hätte er unter Umständen diesen furchtbaren Fluch löschen können.

Da er aber zu feige war, mußte er mit ihm leben. Und verdammt noch mal, der Fluch existierte ja nicht immer. Nur bei diesem so matt scheinenden Vollmond.

Er konnte nicht töten, nicht seine...

Die Gedanken des Mannes wurden unterbrochen, da er aus der oberen Etage ein Geräusch vernommen hatte. Keine Stimme, auch

kein Ruf, ein Schaben oder Poltern.

Sie war also doch da!

Es ging ihm besser, da er Gewißheit bekommen hatte. Sogar die Andeutung eines Lächelns zuckte über seine Lippen, als er den rechten Fuß hob und ihn auf die erste Stufe setzte.

So und nicht anders wollte er es machen. Einfach hochgehen und mit ihr sprechen. Vielleicht noch alles ins Lot bringen, bevor die mitternächtliche Stunde begann.

Als er daran dachte, fühlte er sich gleich wohler. Es hatte einfach keinen Sinn, die Augen vor dem Schrecklichen zu schließen. Da es dies nun einmal gab, mußte er auch damit fertig werden.

Und so ging er weiter.

Zunächst zügig, dann etwas verhaltener - und, als er den ersten Absatz erreicht hatte -, sehr langsam. Es sah so aus, als hätte er Angst, den nächsten Schritt über sich zu bringen.

Zum Glück brannte im oberen Flur Licht. Zwar nur die kleine, elektrische Wachskerze an der Wand, doch besser als nichts. Der helle Fleck erreichte auch die Tür des Zimmers, in dem sie wohnte. Vor der Tür lag eine Puppe. Ein kleines Gebilde aus Stoff, das man mit ins Bett nehmen und an sich drücken konnte.

Sie spielte noch mit Puppen, dann konnte sie doch nicht so schlecht sein, wie immer behauptet wurde.

Seine Augen wurden feucht, als er daran dachte. Nein, und abermals nein. Miranda war nicht so.

Wer mit Puppen spielte, der...

Percy Morton ging weiter. Nach zwei Schritten blieb er stehen. Da sich sein Blick auf die Tür eingependelt hatte, sah er auch, daß sich diese bewegte.

Sie wurde vorsichtig und lautlos geöffnet.

Morton wollte schon eine Frage stellen und den Namen rufen, als er die Hand sah, die sich durch den Spalt schob. Schmal, zerbrechlich

wirkend wie weißes Porzellan. Die Finger waren gekrümmt, denn sie hielten etwas fest.

Es war ein Teddy...

Ein niedliches, fast fünfzehn Jahre altes Stofftier, das sie immer so geliebt hatte.

Puppen, Tiere - dies war einmal ihre Welt gewesen.

Eigentlich hätte er jetzt gehen müssen, aber die weiteren Vorgänge hielten ihn davon ab.

Die Finger lösten sich. Das Tier rutschte noch an der Handfläche entlang und fiel zu Boden. Als es aufprallte, wurden die Augen des Mannes groß, denn Percy sah den Teddy erst jetzt genauer.

Er war zerrissen.

Die Arme hatte er ebenso verloren wie die Beine! Da wußte Percy Morton Bescheid, und er sah, wie die Hand plötzlich wieder verschwand.

Die Tür fiel zu! Endgültig.

War es das Zeichen? Konnte er es als Symbol auffassen? Das Zuschlagen einer Tür mußte man einfach so sehen, besonders zwischen ihm und dieser Person im Zimmer, die er so liebte.

Seine Beklemmung wuchs. Aus ihr wurde Angst, als er auf Zehenspitzen weiterging und eigentlich am liebsten umgekehrt wäre, um sich irgendwo in einer in der Nähe liegenden Kneipe sinnlos zu betrinken.

Was tat er statt dessen?

Er ging weiter.

Näherte sich Schritt für Schritt der Tür und hatte das Gefühl, in ein Verhängnis zu schreiten. Der Schweiß rann in Strömen über sein Gesicht. Verzermt war der Mund, die Anstrengung und die nervliche Belastung hatten Furchen in seine Haut gegraben, aber er gab trotzdem nicht auf. Er mußte einen letzten Versuch wagen.

Vor der Tür blieb er stehen. Ihm wurde erst jetzt bewußt, daß er

sich in seinem eigenen Haus wie ein Fremder benahm. Er hob die Hand, um gegen die Tür zu klopfen.

Nein, das wollte er doch nicht.

Aus diesem Grunde faßte er sich auch ein Herz und rief den Namen der Person, die sich im Raum befand. »Miranda, mein Liebling. Bitte, öffne...« Er bekam keine Antwort.

Percy gab nicht auf. »Tochter, ich bitte dich, öffne deinem Vater die Tür! Ich muß mit dir reden. Ich muß es einfach. Noch besteht eine Chance. Morgen kann es zu spät sein...«

Was würde sie tun? Würde sie sich von ihm beeinflussen lassen? Und er bekam eine Antwort.

»Bleib draußen!«

Percy Morton zuckte zurück. Nicht wegen der beiden Worte. Es war die Stimme gewesen, die ihn so erschreckte, und er dachte im ersten Moment daran, daß Miranda Besuch eingeladen hatte, denn die Stimme war nicht die ihre gewesen.

Diese hier hatte anders geklungen.

So rauh, so drohend, unheimlich und auch warnend zugleich.

Percy Morton überlegte. Was sollte er tun? Die Warnung beachten und nicht hineingehen? Oder einfach die Tür öffnen. Schließlich befand sich in dem Raum dahinter seine Tochter, sie war sein eigen Fleisch und Blut, obwohl es manchmal ganz anders schien.

Es war schwer für ihn, eine Entscheidung zu treffen. Angst zu haben, daß die eigene Tochter den Vater umbringen konnte, war für ihn ein völlig neues Gefühl. Da mußte er zunächst einmal durch.

Die Tür veränderte sich. Weiche, fließende und schwankende Umrisse bewegten sich tänzerisch. Die Nerven spielten ihm bereits einen Streich.

Es fiel ihm immer schwerer, eine Entscheidung zu treffen.

Sollte er gehen, blieb er draußen?

Ein furchtbares Geräusch ließ ihn zusammenzucken. Es war aus



dem Zimmer gedrungen und hatte sich angehört, als wäre es von einem Ungeheuer ausgestoßen worden.

Grauenhaft...

Seine Tochter!

»Himmel, Miranda!« Es war ebenfalls ein Schrei, der aus der Kehle des gepeinigten und unter Druck stehenden Vaters kam. Der Ruf nach Hilfe, Ausdruck einer Verzweiflung, und dann hielt ihn nichts mehr, als er mit einem Ruck die Tür aufriß.

Er war auf alles gefaßt. Aber er sah weder seine Tochter, ein Monster, noch den Teufel.

Dafür ein unwirkliches, dunkelgrünes und flimmerndes Licht, das ein Quadrat bildete, in dessen Zentrum er schwach den übergroßen Kopf seiner Tochter sah mit den weit aufgerissenen, ebenfalls grünen Augen und den vier furchtbaren Gestalten an den Enden des Quadrats.

Sie waren nur Schatten, mehr nicht.

Aber sie reichten aus.

Percy Morton dachte nicht mehr an Miranda. Der Ansturm einer Furcht glich einem plötzlichen Gewitter, das ihn zurück in den Gang trieb, wo er gegen die gegenüberliegende Wand stieß, sich dort abwandte und auf die Treppe zurannte.

Welche Gedanken sich in seinem Hirn wiederfanden, konnte er selbst nicht nachvollziehen.

Panik überflutete alles.

Und sie sorgte auch dafür, daß Percy Morton in seinem eigenen Haus die erste Treppenstufe verfehlte, stolperte und sich überschlagend nach unten fiel.

Er spürte noch einen flammenden Schmerz an der Schläfe, der sich rasend schnell ausbreitete und dafür sorgte, daß er von dem, was sich noch abspielte, nichts mehr sah.

Das war auch besser so...

Es war die berühmte hohle Gasse, durch die er hätte kommen können.

So jedenfalls mußte der Wirt gedacht haben, als er seinen Pub »Hollow Lane« nannte.

In gewissen Kreisen hatte er einen vorzüglichen Ruf. Hier konnte zwar auch getrunken und eine Kleinigkeit gegessen werden, wichtig aber war das Hinterzimmer, eine Zockerstube, in der um hohe Einsätze gespielt wurde.

Poker hieß das Spiel der Stunde, und es waren beileibe keine armen Männer, die sich am frühen Abend zusammengefunden hatten und in einer Viererrunde spielten.

Einer verlor immer.

Er hatte eine regelrechte Pechsträhne hinter sich, konnte machen, was er wollte, fluchen, flehen oder beten, seine Karten wurden einfach nicht besser.

Bis er sie um zehn Minuten vor Mitternacht auf den Tisch klatschte, tief durchatmete und aufstand.

»Ich spiele nicht mehr.«

Die anderen schauten ihn an. Er sah es nicht, weil das Licht der runden Lampe nur auf den mit Filz bedeckten Tisch fiel. Ihre Hände, die noch Karten hielten, gerieten in sein Blickfeld. Es waren schlanke, schmale Hände, die mit den Karten jonglieren und sie durch die Finger laufen lassen konnten.

Zocker-Klauen!

»Aber Mitch, du hast doch erst angefangen...«

»Und verloren.«

»Das kann sich ändern!«

»Nein!« Mitch schüttelte den Kopf. »Ich habe genug von euch und auch den Karten.«

»Für immer?« fragte der Pastor. Er wurde wegen seines Aussehens

so genannt, denn er machte einen so milden und lieben Eindruck.

»Wenigstens will ich euch in dieser Woche nicht mehr sehen.«

»Wann dann?«

»Ich rufe an.«

»Okay, Mitch, dann geht es besser.«

Mitch leerte sein Glas. Er wußte, daß die anderen zu dritt weiterspielen würden, und das sollten sie auch. Er hatte sich ein Limit gesteckt, das wurde eingehalten.

Mit schweren Schritten erreichte er die Tür. Sie ließ sich von innen nicht einfach öffnen. Erst wenn er einen Kontakt drückte, glühte im normalen Gastraum eine Lampe auf. Da wußte der Wirt Bescheid, daß jemand das Hinterzimmer verlassen wollte.

Er öffnete dann.

Sekunden später vernahm Mitch den Summer, drückte gegen die Tür und gelangte in einen schmalen Gang, der nur mehr notdürftig erhellt wurde.

Wenn ihm jetzt jemand entgegenkam, sah es so aus, als wäre er von der Toilette gekommen. Die Tarnung war gut. Im Lokal selbst befanden sich nicht viele Gäste.

Einige hielten sich an ihren schon fast leeren Biergläsern fest, andere wiederum hockten an den Tischen und stierten dumpf vor sich hin, als überlegten sie, ob das Leben noch einen Sinn hatte.

Die Kneipe hatte keine Atmosphäre. Das jedoch kümmerte weder den Wirt noch die Gäste.

Mitch ging zur Theke. Er stützte sich auf und sah das Grinsen des Wirts.

Es war gleichzeitig eine Aufforderung zu einer Erklärung, die Mitch ihm auch gab.

»Genug«, sagte er.

»Verloren?«

»Ja.«

Der Wirt lachte leise und schob ihm ein frisch gezapftes Bier rüber.

»Hier, als Trost.«

»Auf Kosten des Hauses?«

»Klar.«

»Man dankt.«

Der Wirt grinste schief. »Ich will ja, daß du wiederkommst, mein Lieber.«

Mitch trank in langsamen Schlucken. Den dünnen Schaumstreifen wischte er mit dem Fingerrücken von den Lippen. »Das ist so eine Sache, weißt du. Ich käme ja gern zurück...«

»Aber?«

»Erst in der nächsten Woche. Ich muß Geld ranschaffen.«

»Wettest du wieder?«

Mitch tippte dem Wirt genau dorthin, wo das weiße Hemd an der Brust auseinanderklaffte. »Ich lasse wetten.«

»Sorry, das vergaß ich.«

Der Spieler nahm noch einen Schluck und schaute in den Rauch, der sich um die Lampe wölkte. Der Wirt wurde von einem Gast gerufen. Für Mitch war es eine gute Gelegenheit, sich zu verabschieden.

An der Tür winkte er noch einmal und drückte sie mit der Schulter auf.

Die nach oben führende Treppe kannte er. Die unterste Stufe begann nach zwei normalen Schritten und einer Rechtskurve. Den Weg hätte Mitch auch mit verbundenen Augen gefunden, so oft war er schon in dieser alten Zockerhöhle gewesen.

Wieder mußte er an den Namen der Kneipe denken, als er die Treppe hinter sich gelassen hatte.

»Hohle Gasse«, murmelte er. »Verdammt, das ist genau richtig.«

Er blieb stehen und schaute dorthin, wo die Gasse in einen kleinen Platz mündete. Er war mit Blaubasalt-Pflaster bedeckt und reflektierte matt den Schein einer Leuchtreklame.

Die hohle Gasse war leer.

Rechts und links wuchsen die Hausfronten hoch. Alte Häuser, nicht leerstehend, sondern von den unterschiedlichsten Menschen bewohnt.

Hier tat keiner dem anderen etwas. Da ließ der Zuhälter die Hausfrau in Ruhe und der Rocker den Dockarbeiter.

Man hatte sich aneinander gewöhnt und akzeptierte sich gegenseitig. So etwas gab es nicht überall.

Aus diesem Grunde brauchte Mitch auch keine Angst zu haben, als er die Gasse hinunterschlenderte. Einen Überfall würde es kaum geben.

Man wollte seine Ruhe haben.

Mitch war ohne Wagen gekommen. Er würde sich eine der zahlreichen Taxen nehmen, die man fast an jeder Ecke fand, auch in einer Gegend wie dieser hier.

In Gedanken versunken, schritt er durch die Gasse und ärgerte sich darüber, daß er soviel verloren hatte. Er kannte seine Spielpartner. Sie hatten ihn nicht betrogen, dafür spielten sie schon zu lange miteinander.

Es gab tatsächlich Tage oder Nächte, da bekam man nichts auf die Hand. Wie in seinem Fall.

Nun ja, in der folgenden Woche war sicherlich einer der anderen an der Reihe.

Mitch hatte die Gasse halb durchquert, als er stehenblieb, um sich eine Zigarette anzuzünden. Er war der einzige Mensch weit und breit. Allein in der Gasse und auch allein mit dem Wind, der in den Raum zwischen die Hausfronten fuhr, so daß sich Mitch gezwungen sah, die Flamme mit einer Hand abzuschirmen.

Er konzentrierte sich zu sehr auf das Anzünden der Zigarette, als daß er einen Blick auf seine Umgebung geworfen hätte. Aus diesem Grunde bemerkte er auch die Gestalt nicht, die dort erschien, wo die

Gasse in den mit Blaubasalt belegten Platz mündete.

Sie war so plötzlich da, daß es dafür keine Erklärung gab. Es sei denn, man hätte daran geglaubt, jemand aus der Erde wachsen zu sehen.

Unbeweglich blieb sie, hielt sich noch im Schatten und wartete ab, bis Mitch die Zigarette angezündet hatte.

Dann erst ging sie vor...

Und es erklang kein Geräusch, als sie den Weg in die Gasse nahm, so daß sie mit dem Spieler zusammentreffen mußte.

Mitch stieß den ersten Rauch aus. Die graublauen Wolken wehten hoch, streiften sein Gesicht, auch die Augen, und brannten darin. Mitch zwinkerte, rieb nach, schaute wieder vor und glaubte, plötzlich einen bösen Traum zu erleben.

Vor ihm stand einer!

Das wäre nicht weiter schlimm gewesen, menschenleer war diese Gegend auch in der Nacht nicht, aber dieser Jemand war eine furchtbare Gestalt, die an ihrem Kopf eine Lampe haben mußte.

Anders konnte sich der Spieler das rote Leuchten auf der Stirn nicht erklären.

Mitch ging näher.

Er hatte den ersten Schock überwunden. Jetzt wollte er sehen, mit welcher einer Figur er es tatsächlich zu tun hatte. Daß ein Mann vor ihm stand, sah er ebenfalls. Er trug ein langes Cewand, es ähnelte einem Nachthemd.

Hals und Kopf waren vorhanden, alles war normal, bis auf die Augen...

Mitch ging keinen Schritt weiter. Die Zigarette entfiel seinen Fingern. Mit der Glut zuerst prallte sie zu Boden, wo sie einen kleinen Funkenregen hinterließ.

Dafür hatte Mitch keinen Blick mehr. Ihn interessierte nur der Schädel des vor ihm Stehenden. Und dabei auch nur eine ganz

bestimmte Stelle auf der Stirn.

Wie eingeschnitten oder angemalt sah sie aus. Sie leuchtete in einem dunklen Rot, als hätte jemand ein brennendes Kohlestück in die Haut hineingedrückt.

Es war ein Auge.

Aber nur eines!

Mitch hörte sich selbst laut atmen. Er wußte auch nicht, ob er sich korrekt verhielt, indem er einfach stehenblieb und nichts tat. Seine Mundwinkel zuckten, es sah so aus, als wollte er die Gestalt ansprechen, ohne jedoch ein Wort hervorbringen zu können, da er unter einem zu großen Schock stand.

Erst jetzt fiel ihm der Name ein.

Das war ein Zyklop!

Genau so nannte man diese einäugigen Gestalten oder Monstren.

Zyklopen. Und so einer war in die Gasse gekommen, um sich ihm zu zeigen. Endlich hatte es Mitch geschafft, seine Überraschung zu verdauen. So etwas wie ein Grinsen huschte über das Gesicht. Er ging weiter vor. Den ersten Schritt, den zweiten, dann den dritten, und der Zyklop rührte sich nicht von der Stelle.

Bis zu dem Augenblick, als Mitch ihn ansprechen und auch anfassen wollte.

Da war der andere schneller.

Der Spieler bekam kaum mit, wie der Arm des Zyklopen vorstieß und nach seinem Gelenk griff. Blitzschnell hatte er es umklammert, hielt eisern fest und zog den völlig überraschten Mann zu sich heran.

Mitch prallte gegen den Unheimlichen. Er sah das Auge übergroß. Es schwamm wie eine rote Insel im Gesicht, die irgend etwas abstrahlte, das ihn in seinen Bann zog.

Den Schrei brachte er noch hervor. Er hallte schaurig durch die Gasse und jagte als Echo über die Hauswände.

Dann wußte der Spieler nichts mehr.

Später wurde er gefunden, denn sein Schrei hatte die Gäste und den Wirt aus der Kneipe alarmiert.

Sie sahen Mitch liegen. Sein Kopf ragte auf die Gasse hinaus, die Füße berührten noch den Rinnstein.

Und sie fanden einen Menschen vor, dessen Arm dunkelrot und gleichzeitig schwarz verbrannt war, als wäre in seinem Körper ein Feuer nicht ganz gelöscht worden...

\*\*\*

Diese Nacht hatte es in sich!

Meilen entfernt, am Stadtrand, wo die Gegend nicht mehr so bebaut war und breite alleearartige Ausfallstraßen am Wochenende und bei Sonnenschein zum Spazieren einluden.

Am Abend veränderte sich das Bild.

Keine Familien mehr, nein, Frauen, die sich die Plätze ausgesucht hatten und dicht an der Straße hermarschierten, wobei sie oft genug stehenblieben und lächelnd in die Scheinwerferaugen der heranfahrenden Wagen schauten.

Für diese Art von Begegnung gab es einen simplen Begriff: Straßenstrich!

Zahlreiche Dirnen hatten sich diesen Bezirk ausgesucht, aber das Geschäft lief immer schlechter. Selbst in den Sommermonaten gab es nicht mehr diesen Verdienst, und so kam es, daß schon viele vor Mitternacht ihren Platz räumten.

Zwei blieben noch zurück.

Eine von ihnen hatte »Glück«. Ein Wagen stoppte, der Fahrer beugte sich aus dem offenen Fenster, verhandelte kurz, die beiden wurden sich einig, dann war die Sache gelaufen.

Zurück blieb die rotblonde Josy.

Sie zog einen Flunsch. Gern wäre sie losgefahren, aber das Glück war nun mal nicht auf ihrer Seite gewesen, und möglicherweise war sie mit 30 Jahren schon zu alt für den Job. Da half nur noch eines.



Die Schminke um eine weitere Schicht aufstocken.

Ärgerlich lehnte sich Josy mit dem Rücken gegen einen Baumstamm.

Die Nächte waren kühler geworden. Diesen Sommer konnte man sowieso vergessen. Und in ihrem kurzen Rock fror sie ganz schön. Hinzu kam der dünne Pullover, der natürlich um zwei Nummern zu klein war und sich vor ihrem Busen spannte.

Die Locken umspielten ihr Gesicht. Mit den Spitzen klebten sie auf der Haut, Josy wischte sie oft genug weg, auch jetzt, wo sie sich eine Zigarette anzündete.

Es war wie bei Mitch, nur kannten die beiden sich nicht, und trotzdem waren sie irgendwie miteinander verbunden.

Josy stieß den Rauch lässig aus, winkelte ein Bein an und stemmte die Schuhsohle gegen die Rinde. So blieb sie stehen, schaute dem Rauch nach und blinzelte hin und wieder in die Lichter der Scheinwerfer.

Niemand hielt an.

Josy hatte zudem keinen Nerv mehr, einen Arm zu heben und zu winken. Vieles war ihr egal geworden. Der Tagesdurchschnitt stimmte nicht, und auf die Schnelle jetzt noch etwas zu verdienen, war wohl nicht mehr drin.

Die Wagen rollten vorbei.

Sie hörte die typischen Geräusche. Das Schmatzen der Reifen auf dem Straßenbelag, und sie bekam den Windzug mit, wenn ein Wagen vorbeifuhr. Trotzdem wartete sie weiter.

Der Autoverkehr nahm ab, die Stille nahm zu.

Deshalb hörte sie auch das Geräusch. Hinter dem Baum mußte es aufgeklungen sein, und das waren Schritte gewesen.

Josy räusperte sich. Für einen Moment bekam sie Angst. Wer sich da im Dunkeln heranschlich, konnte kein reines Gewissen haben, andererseits gab es genügend Freier, die sich nicht traute, mit

forschen Schritten auf ein Mädchen zuzugehen, aus diesem Grunde mußten die Geräusche nicht unbedingt etwas Schlimmes zu bedeuten haben.

Josy wollte sich schon drehen und dem anderen entgegenschlendern, als sie das Kratzen mitbekam.

Hinter ihr, direkt an der Rinde. Ein gleichzeitig auch knackendes Geräusch, so daß ihr heiß und kalt wurde. Als hätte ein Tier den Baum erreicht, um sich die Krallen zu wetzen.

Eine Katze oder so...

Das jedenfalls dachte Josy und wollte auch nachschauen. Sie kam nicht mehr dazu, sich umzudrehen, denn plötzlich waren die Schatten vor ihrem Gesicht. Schatten, die sich veränderten, die plötzlich keine mehr waren und zu Krallen wurden.

Killerkrallen!

Und die schlugen zu.

Erbarmungslos hieben die Pranken in ihr Gesicht, stießen auch durch den dünnen Pullover, fetzten ihn auf. Josy spürte die Schmerzen, sie sah ihr eigenes Blut, und so etwas wie ein gewaltiger Wille nach Leben flammte in ihr hoch.

Wer sie attackierte, wußte sie nicht. Es mußte ein Wahnsinniger oder ein Tier sein, jedenfalls war es für sie grauenhaft, und sie vernahm auch die fauchenden Laute, wobei ein Geruch in ihre Nase stieg, der an Raubtierställe und Blut erinnerte.

Daß sie es schaffte, diesen Krallen zu entkommen, konnte sie sich selbst nicht erklären. Jedenfalls kam sie weg. Mehr stolpernd als laufend konnte sie fliehen.

Den Weg hielt sie ein, prallte gegen den nächsten Baum, drehte sich um den Stamm herum, lief weiter, hörte hinter sich ein böses Knurren und schaffte es trotz ihrer Schmerzen, den Kopf zu drehen und in die andere Richtung zu schauen.

Sie sah die Bestie!

Das Licht war schlecht, dennoch glaubte sie, einen Bären oder einen Wolf entdeckt zu haben, der zu einem erneuten Sprung ansetzte.

Josy kam weg.

Sie warf sich zur Seite, erreichte auch die Straße, auf der zum Glück kein Wagen fuhr, und begann zu rennen. Sie lief einfach los. Egal, wo sie landen würde. Nur weg von diesem Ort des Schreckens und von einer Bestie, die gnadenlos Jagd auf Menschen machte.

Jemand schrie gellend. Daß sie es selbst war, wurde ihr kaum bewußt.

Josy hatte nur eine fürchterliche Angst. Und die war eine Triebfeder, die immer stärker wurde und dafür sorgte, daß sich ihre Beine automatisch bewegten. Sie wunderte sich darüber, daß sie nicht stürzte. Und manchmal glaubte sie, das harte Aufklatschen irgendwelcher Pfoten hinter sich zu vernehmen.

Vielleicht gaukelte ihr die Angst etwas vor, möglicherweise sah sie Gespenster, die von ihrer Angst produziert wurden, aber die hellen Lichtkanonen waren keine Einbildung.

Die existierten.

Und kamen näher!

Sie rasten auf sie zu, sie erfaßten sie mit ihrem gelben Teppich, blendeten, bestrahlten, detonierten, jammerten und quieschten, wobei Josy nicht merkte, daß es Reifen waren, die ihre Spuren hinterließen, und dann erfolgte der brutale Schlag.

Der Körper der Frau stellte sich für einen Moment hoch, der Rücken war durchgebogen, bevor Josy nach vorn kippte und über die Haube rutschte, bevor sie mit den Händen gegen die Frontscheibe stieß, hinter der sich ein verzerrtes Männergesicht abzeichnete.

Sie durchbrach die Scheibe nicht, aber sie wußte auch nicht mehr, was um sie herum geschah.

Josy lebte, ebenso wie Mitch, aber diese Nacht hatte trotz allem noch kein Ende.

Weiteres Grauen lauerte...

\*\*\*

Auch ich, John Sinclair, war in dieser Nacht noch wach. Am Abend hatten mein Freund und Kollege Suko und ich noch länger im Büro gesessen, um ein wenig zu feiern.

Keinen gelösten Fall, nein, ein Kollege hätte einen in die Kolonne geworfen, wie man so schön sagt. Ein Jubiläum ist immer ein Grund, einige Gläser zu trinken.

Es war später geworden, ich hatte mich breitschlagen lassen und noch kurz in die Whiskyflasche geschaut. So war es gekommen, daß ich den Bentley stehenlassen mußte.

Suko war schon gegangen. Auf ihn wartete Shao, auf mich eine leere Wohnung.

Auch Glenda hatte sich bereits auf den Weg nach Hause gemacht, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mir ein Taxi zu rufen, das mich heimfuhr.

Ich atmete auf, als ich in meinem Kühlschrank noch eine kleine Flasche mit Mineralwasser fand, um einen ersten Nachdurst zu löschen.

Nach dem Duschbad ging es mir wieder besser. Ich fand zielsicher das Schlafzimmer und ließ mich in mein Bett fallen. Den Genuß, früh in der Falle zu liegen, bekam ich überhaupt nicht richtig mit, da mir sofort die Augen zufielen.

Morpheus umfing mich mit seinen breiten Armen.

Ich schlief so herrlich. Zwei Stunden vor Mitternacht war ich ins Bett gekommen, eine Seltenheit. Am anderen Morgen hätte ich eigentlich frisch und fröhlich erwachen können, wenn dieser Zwischenfall nicht gewesen wäre.

Es war kein Überfall im eigentlichen Sinne, obwohl ich plötzlich das Gefühl hatte, von mehreren Armen umfassen zu werden, die an mir zerrten und mich in die Höhe reißen wollten.

Ich wußte nicht, ob ich träumte oder wach war, bis ich im Unterbewußtsein feststellte, daß diese fremden Kräfte einen gemeinsamen Ausgangs- oder Mittelpunkt besaßen.

Das war mein Kreuz!

Auf der Brust lag es wie festgeschmiedet, als würde der kalte Schweiß dort eine Leimschicht bilden. Im Schlaf hob ich beide Arme, winkelte sie an und ließ sie dorthin rutschen, wo sich das Kreuz befand. Meine Finger bekamen auch Kontakt, ich spürte die Wärme unter den Kuppen und wußte plötzlich, daß mein eigenes Kreuz das Zentrum allen Übels war.

Trotzdem gelang es mir nicht, richtig wach zu werden. Ich blieb auf dem Rücken liegen, erlebte einen Zustand zwischen Traum und Wachsein und glaubte sogar, die Augen aufgerissen zu haben. Ich sah!

Plötzlich schwebte das Bild auf mich zu. Wo es entstanden war, in welcher einer Ferne, ob in dieser Welt oder in einer anderen, das bekam ich nicht mit, jedenfalls war es vorhanden, und es teilte sich in genau fünf Sequenzen auf.

Das war einmal der Mittelpunkt, zum anderen die vier ihn umgebenden Bilder.

In der Mitte sah ich das Gesicht.

Die Züge eines Mädchens.

Große Augen mit grünen Pupillen, hinzu kam das dunkelblonde Haar, das den Kopf umfloß und ein feingeschnittenes Gesicht umrahmte, bei dem die Wangenknochen vorstanden. Die gerade verlaufene Nase saß über dem erschreckt geöffneten Mund, als hätte das Mädchen vor den Gestalten Angst, die es einrahmten.

Es waren Monstren!

Ein Vampir, ein Werwolf, ein Zombie und ein Zyklop!

Viermal das Grauen. Ein Quartett des Schreckens mit bösen, bleichen, grausamen Gesichtern. Alle vier bewegten sich nicht,

umrahmten das Gesicht wie eine stumme, aber fürchterliche Drohung, und ich hatte das Gefühl, als würden alle sieben Augen allein auf mich fixiert sein.

Sie starrten mich an.

Kalt, lauernd, gleichzeitig auch wissend und irgendwie bedauernd, als wäre ich schon jetzt tot.

Aber ich lebte, schlief nur, erlebte einen Monstertraum, der allmählich verblaßte, denn das Gesicht des Mädchens verschwand ebenso wie die vier Monstren. Sie zogen sich zurück.

Als wären Hände da, die gegen sie drückten und sie nach hinten in die Tiefe des Raumes drückten.

Und so verblaßte das Bild, wurde dabei kleiner und von der Schwärze aufgesaugt.

Ende...

Und ich lag im Bett. Ruhiger jetzt, längst nicht mehr so aufgewühlt, aber noch immer schweißgebadet und mit klopfendem Herzen. So dauerte es eine Weile, bis ich wieder zu mir selbst fand und auch feststellte, daß nichts weiter geschehen war und ich noch immer in meinem eigenen Bett lag, was ja auch schon ein Vorteil war.

Ich atmete tief. Meine Brust hob und senkte sich. Den Druck spürte ich im Magen wie eine Belastung, und ich fragte mich, was mit mir geschehen war. Erst nach einigen Sekunden dachte ich daran, mein Kreuz in die Hand zu nehmen. Die Kette streifte ich über den Kopf, als ich mich kurz aufgerichtet hatte.

Das Kreuz lag auf meiner Hand, so daß ich es genau betrachten konnte.

Hatte sich etwas verändert?

Natürlich, es war warm geworden, und diese Hitze breitete sich über meine Hand aus, so daß sie auch die Spitzen der Finger erreichte. Noch sah ich an den Enden das leichte Blitzen, das allmählich verschwand.

Ich schüttelte den Kopf. Nur langsam ließ der Druck nach, so daß ich auch wieder einen klaren Gedanken fassen konnte und den Traum aus meiner Gedächtnisschublade hervorkramte.

Was war geschehen?

Ich hatte ein Bild gesehen. Einen Mädchenkopf, der von vier schrecklichen Monstren umringt war. Wer das Mädchen war, wie es hieß, das wußte ich leider nicht.

Auch hatte ich es noch nie zuvor in meinem Leben gesehen, trotzdem mußte es mit meinem Traum in einer unmittelbaren Verbindung stehen, sogar mehr als das, es war der Mittelpunkt.

Auch der Mittelpunkt eines neuen Falles?

Ich stand auf und stellte fest, daß ich ein wenig unsicher in den Knien war, ging in die Küche, machte dort Licht, holte die Wasserflasche aus dem Kühlschrank, setzte mich an den Tisch und nahm einige Schlucke.

Es war nicht das erstemal, daß mir mein Kreuz auf diese Art und Weise eine Warnung zugesandt hätte. Aber eine Warnung wovor?

Das war die große Frage, der ich nachgehen mußte, um eine Antwort zu bekommen.

In meinem Magen verschwand auch der Druck. Etwas Magisches mußte sich in dieser Nacht ereignet haben. Schreckliche Vorgänge, die abstrahlten und deren Magie der des Kreuzes in die Quere gekommen sein mußte, so daß es zu diesen Bildern gekommen war.

Was sollte ich tun?

Da gab es nur eines.

Abwarten. Das tat ich auch, aber mit einem verdammt unguten Gefühl in der Brust...

\*\*\*

Und diese Nacht hielt noch weitere Überraschungen bereit. Sie war noch lang, längst nicht zu Ende, das Grauen hatte freie Bahn und wollte sich auch zeigen.

Diesmal traf es Patrick Crichton, einen Schotten, der schon sechs Jahre in London lebte und seit vier Jahren Taxi fuhr. Er tat dies auf eigene Rechnung und hatte in den vier Jahren gemerkt, daß es verdammt schwer war, bestehen zu können, bei dieser wahnsinnigen Konkurrenz.

An Aufgabe dachte er nicht, und so hatte er sich vorgenommen, in der Nacht zu fahren, wo viele seiner Kollegen doch lieber im Bett lagen und einem neuen Arbeitstag entgegenschliefen.

In dieser Nacht war Patrick Crichton zum erstenmal seit langer Zeit wieder zufrieden gewesen. Er hatte zahlreiche Fahren bekommen und kaum einen Moment Pause gehabt. Er wußte aus Erfahrung, daß der Betrieb in den Morgenstunden stark abnahm, und auch er richtete sich darauf ein, nicht mehr bis zum Morgen durchzufahren, sondern früher Feierabend zu machen.

Ein Kunde kam noch.

Wie ein Schatten erschien er plötzlich neben dem Wagen und klopfte gegen die Scheibe. »Noch frei?« rief er dabei. Crichton öffnete.

»Sicher.«

Der Mann klemmte sich in den Fond und nannte sein Ziel. Er war sehr schweigsam, und schon bald vernahm Crichton Schnarchgeräusche.

Diese Kunden waren ihm am liebsten, sie machten keinen Ärger, randalierten nicht, und an das Schnarchen konnte man sich gewöhnen.

Am Zielort mußte der Mann geweckt werden. Er wußte im Moment nicht, wo er sich befand. Er lachte, als Pat ihn anstieß und ihm den Preis nannte.

»Sorry, aber ich war verdammt müde.«

»Ist verständlich, Sir.«

Pat bekam noch ein gutes Trinkgeld, wendete den Wagen und war fest entschlossen, wieder nach Hause zu fahren, wo seine Verlobte



auf ihn wartete. Vielleicht konnte er noch ein paar Worte mit ihr reden. Patrick wollte die Harrow Road nehmen und über Paddington sein Zuhause erreichen. Es war der kürzeste Weg.

Er kam gut durch. Auch am Hyde Park gab es keine Schwierigkeiten mit dem Verkehr. London schien eingeschlafen zu sein, um tief Luft zu holen, damit die Stadt die Hektik des folgenden Tages auch verkraften konnte.

An einer Ampel mußte er halten. Patrick hatte das Fenster nach unten gekurbelt. Frische Luft wehte in den Wagen. Schräg gegenüber stand ein Pärchen und knutschte.

Auf der anderen Seite der Ampel lag ein Grünstreifen, der noch zum Park gehörte. Da mußte er vorbei. Als das Licht umsprang, gab Crichton Gas.

Ruhig rollte er weiter. Ein Streifenwagen überholte ihn. Die Polizisten schauten kurz in seinen Wagen.

Pat grüßte lässig. Die Polizisten grinsten. Kollegen fuhren an ihm vorbei oder kamen ihm entgegen. Eine normale Londoner Nacht, bis auf eine Ausnahme, die ausgerechnet er zu spüren bekam.

Die Straße war so gut wie leer. Woher die Gestalt kam, wußte er nicht.

Jedenfalls war sie plötzlich auf der Straße, direkt vor seinem Wagen.

»Besoffener Idi..«

Mehr konnte Patrick nicht sagen, denn sein Wagen erwischte die Gestalt voll. Sie prallte gegen den rechten Kotflügel, und es sah so aus, als wollte sie sich in die Höhe erheben und anfangen zu fliegen. Jedenfalls schleuderte sie ihre Arme nach hinten und verschwand in dem Moment aus Pats Blickfeld, als der Mann das Bremspedal nach unten getreten hatte. Der Wagen kam erst einige Yards später zum Halten, und Crichton ahnte, daß Unangenehmes auf ihn zukommen würde.

Der Kerl war zumindest schwerverletzt, wenn nicht noch mehr. Crichton hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, stets in den Spiegel zu schauen, bevor er die Tür öffnete. Das war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, und daran änderte auch der Schock dieses Unfalls nichts.

Er schaute in den Spiegel, und seine Augen wurden groß, während sich gleichzeitig die Überraschung auf seinem Gesicht abzeichnete, denn der Überfahrene stand schon wieder auf den Beinen und kam auf den Wagen zu. Äußere Verletzungen waren an ihm nicht zu erkennen. Er trug auch keine normale Kleidung, sondern eine Art Mantel von hellbrauner Farbe, der wie ein Sack den mageren Körper umschlotterte.

Bei jeder Gehbewegung schwang der Mantel hin und her, und im gleichen Rhythmus bewegten sich auch die Arme des Typs.

Als er näherkam, sah Crichton auch das Gesicht. Nein, das konnte man als solches überhaupt nicht bezeichnen. Es war eine Fratze ohne Leben, zudem mit toten Augen und offenstehendem Mund. Kein einziges Haar bedeckte den glänzenden Schädel, und die bleiche Haut spannte sich dünn wie Papier über die Gesichtsknochen.

Patrick war kein ängstlicher Mensch, aber diese Gestalt jagte Furcht in ihm hoch.

Er stieg nicht aus!

Noch überlegte er, ob er weiterfahren oder sich dem Problem stellen sollte, als der Kerl schneller ging und plötzlich rechts neben der Fahrerseite stand.

Er schaute durch die Scheibe.

Für einen Moment trafen sich die Blicke der beiden, und der Taxifahrer hatte das Gefühl, als würde das Gesicht des anderen den gesamten Umfang der Scheibe einnehmen.

Welch ein Gesicht!

So etwas hatte Crichton noch nie in seinem Leben gesehen. So

abweisend, kalt, knochig, ohne Leben. Bis ihm plötzlich einfiel, daß diese Art von Gesichtern ihm eigentlich gar nicht so fremd waren, denn er erinnerte sich daran, vor Monaten mal einen der fürchterlichen Zombie-Filme gesehen zu haben.

Und diese Gestalten dort hatten ebenso ausgesehen wie der Kerl hier am Wagen. Unglaublich...

Das Gesicht verschwand nicht. Es wurde nur mehr zurückgedrückt, und es sah so aus, als wollte der Unheimliche einen gewissen Anlauf nehmen, um etwas zu erreichen.

Das tat er auch.

Plötzlich rammte er den Kopf vor.

Mit der breiten Stirn prallte er gegen das Glas der Scheibe, die unter dem Druck erzitterte, aber noch hielt. Zudem packte eine seiner Klauen zu und riß die Tür auf.

Damit hätte Patrick rechnen müssen, er hatte es nur vergessen, weil ihn der Anblick des anderen so schockte. Er konnte auch nicht verhindern, daß der andere die Tür bis zum Anschlag hin aufriß.

Er wollte rein!

Noch lief der Motor, und das war Patricks Glück. Bevor sich die Gestalt in seinen Wagen schieben konnte, hatte er einen Gang eingelegt und gab Gas.

Das Taxi hüpfte nach vorn. Jetzt hätte der andere loslassen müssen, aber er hängte sich an die offene Tür, und es machte ihm auch nichts aus, daß ihn die Fliehkräfte zu Boden schleuderten. Eisern hielt er fest und ließ sich mitschleifen.

Crichton schaute über die Schulter. Sein Gesicht zeigte Ekel und Panik.

Er nahm eine Hand vom Lenkrad, bekam den inneren Türgriff zwischen die Finger, und versuchte den Wagenschlag zu schließen.

Sosehr er sich auch bemühte, es war nicht möglich. Die Kraft und das Gewicht des anderen überwogen, und es machte ihm überhaupt

nichts aus, mitgeschleift zu werden.

Patrick griff zum letzten Mittel. Er sah keine andere Möglichkeit mehr, als die Geschwindigkeit zu steigern und durch sein fahrerisches Können zu versuchen, den anderen fortzuschleudern.

Zum Glück war die Straße auf dem ersten Stück gerade.

Patrick zitterte, hatte sich vorgebeugt und befand sich in einer Art von Rausch. Er erlebte zwar den Schrecken, aber nicht so intensiv, als daß er darüber näher nachdachte. Er hatte das Fernlicht eingeschaltet, mußte sehen, ob die Fahrbahn frei war.

Das war sie nicht.

Genau dort, wo der lange Lichtteppich auslief, sah er einen Truck fahren.

Es würde nur kurze Zeit dauern, dann hatte er ihn erreicht. An der rechten Tür hing die Gestalt, Crichton hätte rechts überholen können, das wollte er nicht. Gegen alle Regeln hatte er vor, links an dem Truck vorbeizuwischen, dessen Heckleuchten größer wurden und ihn an mehrere, rote Augen erinnerten.

Dann hatte er den Wagen erreicht. Urplötzlich befand er sich mit ihm auf gleicher Höhe. Ob der Fahrer ihn sah, war ihm egal, bewußt ging Patrick ein volles Risiko ein.

Dicht wollte er an der linken Seite vorbei.

Und das schaffte er auch.

Nicht aber die Gestalt. Sie hing an der Tür, klammerte sich fest, geriet in den Luftsog zwischen den beiden Wagen, wurde hochgewirbelt und klatschte gegen den Truck.

Was passierte, sah Patrick nicht. Er huschte vorbei und schaute erst nach rechts, als er den anderen überholte und die Straße frei bis zur Kurve vor ihm lag.

Der andere war verschwunden.

Dem Aufprall hatte selbst er nicht standhalten können. Irgendwo mußte er auf der Straße liegen, vielleicht überrollt von dicken

Reifen, aber Patrick sah ihn nicht. Dafür hatte der Truckfahrer gebremst, und auch Crichton hielt an.

Das mußte er einfach.

Noch nie in seinem Leben war ihn ein so großes Zittern überkommen. Er saß da, seine Arme zitterten und schlugen gegen das Lenkrad, und er hörte sogar das Klappern der Zähne.

Daß plötzlich die Sirene eines Polizeiwagens erklang, störte ihn nicht. Er war sogar froh dabei...

\*\*\*

Und noch ein viertes Monstrum war in dieser Nacht unterwegs!

Er lauerte auf Beute, es war losgeschickt worden, es hatte endlich das Gefängnis verlassen können und flog über die wie schlafend aussehenden und einsam stehenden Häuser.

Ein gefährlicher Schatten, der in seiner Form an einen Rochen erinnerte.

Nichts entging den bösen, gnadenlosen Augen, auch nicht der einsam parkende Wohnwagen, der auf einem kleinen Wiesenstück stand, das zu einem Gestüt gehörte, in dem Pferde untergebracht waren. Tiere mit sehr sensiblen Sinnen, die plötzlich nicht mehr ruhen konnten, weil das Unheil nahte.

Sie sahen es nicht, sie merkten es nur, und dementsprechend unruhig wurden sie.

Unruhe ist mit Geräuschen verbunden, und diese wurden genau gehört, denn der Wohnwagen war besetzt.

Ein Pärchen hatte ihn als Liebeslaube zweckentfremdet. Beide arbeiteten auf dem Gestüt. Sie, Susan mit Namen, und Al, ihr Freund, hatten eine Lehre als Tierpfleger begonnen und sich im Laufe der Zeit angefreundet. Al war zwar nicht unbedingt Susans Typ, und auch sie war ihm zu dünn, doch es gab kaum für beide Gelegenheiten, sich nach anderen Partnern umzuschauen, und so sah man schon über den einen oder anderen Schönheitsfehler hinweg, vor allen Dingen dann,

wenn die Natur ihr Recht verlangte.

Es war die erste Nacht, die für beide in einer Erfüllung enden sollte.

Dementsprechend aufgeregt waren sie, und bis Mitternacht hatte sich auch nicht viel getan.

»Möchtest du noch einen Schluck?« fragte Al. Sie saßen einander gegenüber, hatten es aber nicht gewagt, das Licht einzuschalten. Zudem war die Nacht mondhell, und so sickerte durch die Fenster ein fahles, bleiches Licht.

»Nein.«

»Warum nicht?«

Susan strich ihr blondes Haar zurück. »Ich weiß nicht. Alkohol ist nicht meine Sache.«

»Wein ist kein Alkohol.«

Sie kicherte und zog die Beine an, die in Röhrenjeans steckten. »Ich merke ihn trotzdem schon.«

»Das ist doch nicht schlecht.«

»Willst du mich auf diese Art verführen?«

»Ich probiere alles.«

Susan mußte lachen. Irgendwie machte Al eine traurige Figur in seinem viel zu engen T-Shirt und der alten Jeans, deren Beine noch dicht über den Füßen einen Schlag besaßen. Nein, der war so gar nicht ihr Typ, sie stand mehr auf dunkelhaarige, sehnige Männer, aber nicht auf so einen trägen Kerl wie Al.

Das Haar hatte er so kurz schneiden lassen, daß man seine Frisur als einen Igelschnitt bezeichnen konnte, und die Augen zeigten schon den milden Glanz des nicht mehr völlig Nüchternen.

»Nimmst du noch einen Schluck?«

»Nur wenn du auch was trinkst.«

»Okay, meinetwegen.«

Der Junge beugte sich vor, streckte den Arm aus und versuchte, sie

zu streicheln. Unsicher glitten seine Finger durch ihr Haar, bevor sie abrutschten und auch er achtgeben mußte, daß er nicht über den Tisch fiel. Beide hatten sich die Sache anders vorgestellt, doch Susan war froh dabei, sie hatte keine Lust mehr.

Natürlich vergoß er Wein beim Einschenken, lachte darüber, hob sein Glas, prostete Susan zu und sagte mit schwerer Stimme: »Auf uns.«

»Ja, ist okay.« Sie nahm nur einen kleinen Schluck. Er trank das Glas leer und rückte dann zu ihr auf die schmale Sitzbank. Seine Bewegungen waren schon nicht mehr so souverän, wie es hätte sein sollen, als er die Arme um Susans Schultern legte. Schwer wie Blei lagen sie auf ihrem Körper, und Susan rutschte noch ein Stück weg, bis dicht an das Ende der Bank. Weiter konnte sie nicht, dann wäre sie gefallen.

»Du machst es einem Mann nicht einfach«, erklärte Al mit schwerer Zunge.

Sie verbiß sich ein Lachen. Mann, hatte er gesagt. Der war höchstens ein Hampelmann, mehr nicht. Aber sie verschwieg ihre Meinung über den Freund und animierte ihn statt dessen, noch ein Glas zu trinken.

»Du auch...«

»Ehrensache, Al.«

Al nahm es nicht mehr so genau. Er trank aus der Flasche, während Susan, als er abgelenkt war, einen Teil ihres Weines zu Boden kippte. Al hatte nichts davon bemerkt.

Schwer stellte er die Weinflasche auf den Tisch. Er mußte nachfassen, sonst wäre sie gekippt. »Also, daß du so bist, daran hätte ich nicht gedacht. Nein, da ist nichts. Ich habe mir das anders vorgestellt, ehrlich...«

»Wie denn?« Al stierte auf die Platte des festgeschraubten Tisches und zog die Mundwinkel nach unten.

»Schöner eben.«

»Ach so.«

»Ja, weißt du...« Was er noch sagte, ging in einem für das Mädchen unverständlichen Gemurmeln unter. Al konnte nicht viel vertragen. Er hatte den Punkt erreicht, wo der Alkohol die Kontrolle über ihn und seine Reaktionen übernahm.

Schwer stützte er sich auf, um nicht mit dem Gesicht auf die Tischplatte zu fallen. Dabei schwankte er von einer Seite auf die andere, drehte den Kopf nach rechts und schaute Susan aus furchtbar müden Augen an.

»Willst du schlafen?« fragte sie mit spöttisch klingender Stimme.

»Bist du verrückt? Ich wollte... ich wollte doch doch...«

»Später.«

»Warum?« Er richtete sich wieder auf. »Glaubst du, daß ich nicht mehr in Form bin?«

Eine Antwort bekam er nicht, denn der Blick des Mädchens war auf das gegenüberliegende Fenster gefallen. Die Umrisse hoben sich deutlich ab, und wenn das Mädchen ein wenig den Kopf drehte und schräg in die Höhe schaute, konnte es auch den Mond sehen, der kugelrund am Himmel stand.

Vollmond...

Susan lächelte. Richtig romantisch hätte es sein können, wenn sie den Partner gehabt hätte, der ihr auch gefiel. Aber so machte es überhaupt keinen Spaß.

Sie dachte nicht mehr weiter, denn ein Schatten verdunkelte für einen Moment die Ausschnitt des Fensters.

Da war jemand!

Und das am Wagen. Dicht hinter der Scheibe war der Schatten zu sehen gewesen, kein Gesicht, wie Susan erst angenommen hatte, eher ein Flügel oder ein Tuch, das für einen kurzen Moment wehte und dann wieder verschwunden war.



Ein Hauch...

Aber ein gefährlicher, denn plötzlich bekam Susan Magendrücken. Sie dachte an ihren Chef oder an einen der anderen Angestellten. Wenn sie hier erwischt wurden, gab es Ärger.

Susan schaute nach links. Al war außer Form. Er hatte sein Kinn auf beide Hände gestützt, starrte auf die Tischplatte und hatte noch Mühe, sich aufrecht zu halten.

Der war vorerst von allem Weltlichen weg, dachte Susan und rutschte von der Bank.

Sie wollte unbedingt nachschauen, ob draußen jemand lauerte.

Passiert war zwischen Al und ihr nichts. Niemand konnte ihr etwas nachsagen.

Durch den engen Mittelgang quetschte sie sich, hörte Al etwas Unverständliches murmeln, kümmerte sich keinen Deut darum und schritt auf die Wagentür zu.

Erst jetzt fiel ihr noch etwas anderes auf.

Die Pferde in den Stallungen waren unruhig und wieherten schrill.

Zudem stampften sie auf den Boden und schlugen auch gegen die beiden Abgrenzungen der Boxen, so daß diese Laute dumpf aus den Stallungen hallten.

Susan gehörte zu den Pferdenarren. Wenn es den Tieren schlechtging oder sie anders reagierten als gewöhnlich, machte sie sich stets große Sorgen. Auch jetzt. Vielleicht schlich ein Einbrecher um die Stallungen, und die Tiere hatten es bemerkt.

Sie hatte plötzlich Angst, aber sie überwand sich selbst und zuckte noch vor dem Öffnen der Tür zusammen, als sie einen dumpfen Laut vernahm. Hastig drehte sie sich um.

Al hatte die Haltung nicht mehr einhalten können, war nach vorn gefallen und dabei mit der Stirn auf die Platte geprallt. Zudem war die Weinflasche noch umgekippt.

»Schlaf schön!« flüsterte sie und öffnete endlich die Tür des

Wohnwagens.

Kühle Luft schlug ihr entgegen. Jetzt vernahm sie die Unruhe der Pferde noch deutlicher. Der Wind trug den Schall bis zu ihr.

Die Stallungen lagen da wie immer. Bis auf die hämmernden Geräusche, das Wiehern und wilde Stampfen. Auch im Haupthaus wurde es hell.

Bis jemand kam, würde Susan schon am Stall sein. Dazu kam es nicht mehr, denn sie schaute auch noch nach vorn und sah plötzlich die Gestalt.

Aus dem Himmel war sie gefallen, faltete sich zusammen, ein böses Fauchen erklang, und vor ihr lief eine Szene ab, die ebenso auf einer Bühne hätte stattfinden können, denn es kam Susan so vor, als würde sie einem Verwandlungskünstler zuschauen.

Aus den wallenden Tüchern oder Schwingen entstand ein Mensch, und nur deshalb so gut und auch genau zu erkennen, weil der helle Mond wie eine gewaltige Kugel am Himmel stand und sein Licht gegen die Gestalt schickte.

Plötzlich waren die Pferde vergessen. Susan kam diese Gestalt vor wie in einem Traum. Doch sie wußte, daß es kein Traum war.

Sie holte tief Luft.

Der Mann war stattlich. Er sah sogar gut aus in seinem dunklen Anzug, aber etwas stimmte mit seinem Gesicht nicht. Die Haut zeigte die Blässe einer Leiche.

Sie war fahl, so hellgrau, irgendwie unheimlich und völlig anders als bei den übrigen Menschen.

So als wäre der Mann nur in der Nacht unterwegs, um tagsüber die Sonnenstrahlen zu meiden.

Er kam näher.

Und wie er ging! Fordernd, geschmeidig, so daß Susan überhaupt nicht auf die Idee kam, sich zurückzuziehen. Eher war das Gegenteil der Fall.

Sie hatte das Gefühl, als hätte der andere nur auf sie gewartet und sonst auf keine andere.

Susan ahnte es zwar, aber sie wollte es nicht wahrhaben. Die fremde, ganz in Schwarz gekleidete Person hatte sie voll und ganz in ihren Bann gezogen.

Lächelnd kam er herbei. Als er noch drei Schritte entfernt war, blieb er plötzlich stehen und schaute dorthin, wo sich die Stallungen und auch das Haupthaus befanden.

Wahrscheinlich störte ihn der Lärm der Pferde und ebenfalls die Stimmen, denn andere hatten das Haus verlassen und liefen auf die Stallungen zu. Der andere schüttelte den Kopf und ging plötzlich weiter, so daß er mit einem großen Schritt dicht vor Susan stand und sie in seine glänzenden Augen blicken konnte, in denen eine heiße Verlockung lauerte.

Das Mädchen bekam schwache Knie. Wenn er sie jetzt genommen, entkleidet und in den Wohnwagen gelegt hätte, dann...

Er berührte sie.

Und es war eine kalte Hand, die mit den Fingerspitzen über ihre Wange strich.

Damit hatte das Mädchen nicht gerechnet und auch nicht mit dem ungewöhnlichen Geruch, der in ihre Nase drang. Sie wußte zunächst nichts damit anzufangen, bis ihr einfiel, daß er nach Erde oder Grab roch.

Ja, so war es!

Da öffnete er den Mund!

Plötzlich wurde sein Griff hart. Die Finger lagen wie die Klauen einer Zange auf Susans Schulter. Sie drückten in ihr Fleisch, so daß sie das Gefühl hatte, nicht mehr aus dieser Umklammerung herauskommen zu können. Der andere hatte die Gewalt über sie bekommen.

Und er wollte ihr Blut.

Zwei nadelspitze Hauer schauten aus dem Oberkiefer hervor. Leicht nach innen gebogen und gelblich schimmernd. So etwas besaß nur ein Vampir.

»Susan, he, Susan!«

Es war ein lauter Ruf, der sie erreichte. Einer der Männer vom Gestüt hatte ihn ausgestoßen. Er mußte das Mädchen auch entdeckt haben, und das war dem Vampir gar nicht recht, denn mit einem wütenden Laut auf den Lippen ließ er das Mädchen los, schleuderte es noch gegen den Wohnwagen und zog sich zurück.

Er tauchte in die Finsternis auf der anderen Seite des Wagens, und Susan stand da, ohne überhaupt ein Wort hervorbringen zu können. Sie atmete schwer, spürte ihr Zittern und dachte daran, daß sie fast das Opfer eines Vampirs geworden wäre.

Aber gab es überhaupt Vampire?

Sie schluckte trocken, während das Innere ihres Halses nur aus Sandpapier zu bestehen schien. Plötzlich schüttelte sie sich, begann zu schwanken und wurde im letzten Augenblick von kräftigen Händen abgestützt. Es war einer der Helfer, der sie erreicht hatte und in dessen Armen sie liegenblieb.

Das Blut war aus ihrem Gesicht gewichen. Die Haut wirkte wie kaltes Wachs, in dem die Lippen kaum auffielen.

»Susan, Mädchen, was ist geschehen?«

Sie konnte nicht antworten, nur ihre blassen Lippen bewegten sich. Der Schock saß tief. Der Mann wußte nicht, was er mit Susan noch anstellen sollte. Kurzenschlossen trug er sie dorthin, wo er hergekommen war.

Susan sagte nichts. Sie war bleich und wirkte fast wie eine Tote.

Erst als sie die Stallungen erreicht hatten, in denen sich die Pferde unter den sanften Worten der Betreuer allmählich beruhigten, ging es dem Mädchen wieder etwas besser. Und Susan flüsterte ein Wort.

Der Mann fragte noch zweimal nach, bevor er es endlich verstand.

»Was war das?«

»Vampir. Ich... ich habe einen Vampir gesehen...«

Der Helfer wollte lachen. Nur schaute er in diesem Moment zufällig in die Höhe und auch dorthin, wo sich der runde Vollmond am Himmel deutlich abzeichnete.

Dicht vor der Kugel und fast zum Greifen nahe schwebte dort eine gewaltige Gestalt. Und die sah aus wie eine riesige Fledermaus.

Der Mann blieb stehen. Er spürte plötzlich Schweiß auf seiner Stirn und dachte auf einmal ganz anders über die Antwort des jungen Mädchens...

\*\*\*

Mit dem Ausschlafen war es ja nun nichts geworden. Dennoch saß ich am nächsten Morgen pünktlich in meinem Büro, von einem Taxi hingefahren, und wartete auf Kaffee, den Glenda frisch zubereitet brachte.

»Na, hat es noch lange gestern gedauert?«

»Wieso?«

»Du siehst aus, als brauchtest du ein Bügeleisen, um dir deine Gesichtsfalten zu glätten.«

Ich winkte ab. »Das war ja nicht alles so, wie du es dir vorgestellt hast.«

»Sondern?«

»Erst muß ich mal einen Schluck nehmen.«

»Gut, tu das. Kommt Suko nicht?«

»Keine Ahnung. Aber ich glaube, daß er noch irgend etwas besorgen wollte.«

»Na ja.«

Ich trank den Kaffee und schaute Glenda an. Sie trug eine hellblaue Jeanshose mit Muster und dazu eine dieser modernen Blusen, die fast bis zu den Knien reichen und im Oberteil wie aufgepumpt wirken, so daß sie leider einiges verbargen.

»Ist was?« fragte sie.

»Hast du eine neue Bluse?«

»Ja.«

»Und weshalb ist die vier Nummern zu groß.«

Sie verzog den Mund. »John, ich weiß nicht, ob du mich ärgern willst, oder ob ich dich als Modemuffel bezeichnen soll...«

»Als Modemuffel.«

»Okay, dann laß dir sagen, daß diese Art von langen Blusen und auch Pullovern in diesem Herbst und Winter unheimlich ›in‹ ist. Klar?«

»Jetzt ja.«

»Wunderbar. Dann kannst du mir ja auch erzählen, was dich so aus der Reihe geworfen hat.«

Ich lehnte mich zurück und streckte die langen Beine aus. »Das will ich dir sagen. Es war ein Traum.«

»Wie toll.«

»Für mich nicht. Ich empfand ihn mehr als Alp und als Warnung gleichzeitig.«

Als Glenda mein ernstes Gesicht sah, vergaß sie ihren Spott und bat um einen Bericht.

Den bekam sie auch. Ein paarmal schüttelte sie den Kopf, und als ich mit meinen Ausführungen am Ende angelangt war, sagte sie: »Das ist vielleicht ein Zufall.«

»Wieso?«

Glenda ging nicht näher darauf ein.

Sie wollte von mir nur noch einmal die Beschreibung der vier Monstren wissen, und den Gefallen tat ich ihr auch.

»Zyklop, Vampir. Zombie, Werwolf. Horror-Herz, was willst du mehr? Oder nicht?«

»Stimmt genau.« Sie schnickte mit den Fingern. »Warte einen Moment, John, ich bin gleich wieder zurück.«

»Keine Sorge, ich verschwinde schon nicht.«

Glenda Perkins huschte in ihr Vorzimmer. Was sie dort genau tat, wußte ich nicht. Ich hörte sie nur mit Papieren rascheln, als suchte sie etwas, und es dauerte nicht lange, da kam sie schon zurück. In der Hand hielt sie einige dünne Blätter.

»Die sind mit der Morgenpost gekommen, John. Ich wollte sie dir zeigen.«

»Und?«

»Lies selbst.« Sie legte mir die Meldungen auf den Schreibtisch. »Das sind die Aussagen von vier Zeugen, die bestimmte Dinge in der vergangenen Nacht gesehen haben.«

»Und was haben sie gesehen?«

»Monstren!«

Ich schaute Glenda schief an, sie mich ebenfalls. Ich sah ihr Nicken und begann zu lesen.

Schon bald vergaß ich die Umwelt, denn die Aussagen dieser vier verschiedenen Personen paßten zu meinem Traum wie die Faust aufs Auge. Das konnte einfach kein Zufall sein, denn die Monstren waren von ihnen so beschrieben worden, wie ich sie auch im Traum erlebt hatte.

Der Zyklop war von einem Kneipenbesucher entdeckt worden, der Werwolf von einer Dirne, der Zombie von einem Taxifahrer, und der Vampir hatte ein junges Mädchen in Angst versetzt.

Der Fahrer und das Mädchen waren mit einem Schock davongekommen. Die anderen beiden Zeugen hatten die Begegnung nur mit Verletzungen überstanden.

Zum Glück war irgend jemand auf die schlaue Idee gekommen, die Meldungen zu sammeln, sie zentral zu erfassen und uns auf den Schreibtisch zu legen.

Es standen auch die Kommentare der verhörenden Beamten dabei. Sie aber besaßen einen abwertenden und unglaublichen Tenor.

Ich ließ die Papiere sinken und sah Glendas fragenden Blick auf mich gerichtet.

»Was sagst du jetzt, John?«

»Kann ich noch einen Kaffee haben?«

»Weil du es bist.«

Sie ging und kam mit der Kanne zurück. Mich fand sie in Gedanken versunken vor und sah auch, daß ich meinen Finger bewegte. »Glenda, da ist was im Busch. Es braut sich etwas zusammen, das kann ich dir sagen. Da tut sich etwas.«

»Kannst du dich näher äußern?«

»Noch nicht. Das ist es ja. Trotzdem bin ich der festen Überzeugung, daß über uns Schlimmes schwebt. Da tut sich etwas. Leider habe ich noch keinen weiteren Anhaltspunkt.«

»Doch, deinen Traum.«

»Ja, ja und die Aussagen. Mir wäre es natürlich lieb, wenn ich mit den Leuten sprechen könnte.«

»Kannst du doch.«

»Zwei sind nicht verletzt, steht hier. Versuche wenigstens, die anderen beiden zu erreichen, Glenda. Wenn es geht, laß sie herkommen.«

»In Ordnung.«

Ich las mir noch einmal die Berichte durch und stellte fest, daß mein Traum doch etwas anderes gewesen war, denn eines fehlte bei den Aussagen dieser vier.

Das Mädchen!

Ich hatte das Mädchengesicht mit den blonden Haaren gesehen, das von den vier Monstren umringt gewesen war. Sie hatten sie quadratmäßig eingekreist, sie war der Mittelpunkt gewesen und mußte unmittelbar mit diesen vier Gestalten zu tun haben.

Aber was?

Glenda kam zurück. »Es geht klar, du wirst mit zwei der Zeugen



sprechen können. Mit Susan Day und Patrick Crichton.«

»Das ist der Taxifahrer?«

»Genau.«

»Wann können sie hier sein?«

»In einer Stunde.«

Ich steckte mir eine Zigarette zwischen die Lippen. »Okay, meine Liebe, dann leierte du mal alles an.«

»Wieso ich?«

»Wenn sie deinen Kaffee trinken, werden sie vielleicht richtig gesprächig...«

\*\*\*

Sein Rücken schmerzte, der Hals ebenfalls, und auch mit seinem Kopf war nicht alles in Ordnung. Trotzdem ließ sich Percy Morton nichts anmerken, als er seine Tochter am Frühstückstisch erwartete. Er war diesmal früher aufgestanden, hatte den Tisch gedeckt und Kaffee gekocht.

Miranda strahlte. Sie blieb in der offenen Tür stehen, nahm den Duft des Kaffees auf, und ihre Augen begannen zu strahlen. »Dad, du bist ja phantastisch. Daß du schon den Tisch gedeckt hast...«

»Ich hatte eben Zeit.«

»Wann beginnt dein Dienst?«

»In zwei Stunden. Es ist heute nur ein Schüler da. Das schaffe ich schon.«

»Kommst du danach nach Hause?«

»Sicher.«

Percy Morton, ein ehemaliger Pilot, arbeitete jetzt als Ausbilder für Piloten bei der British Airways. Es war ein sehr harter Job, der die volle Konzentration erforderte, und an diesem Tag hätte Morton nicht in die Luft gehen können. Da war es schon besser, im Simulator zu arbeiten.

Miranda blieb zu Hause. Sie studierte an einer Fern-Uni und bekam

die Aufgaben zugeschickt. Wohlgefällig ließ der Vater seinen Blick über die Tochter schweifen. So wie sie da saß, war es kaum zu fassen, daß sie sich für Vorgänge verantwortlich zeigen sollte, die sich in der vergangenen Nacht abgespielt hatten.

Mit ihrem gescheitelten Haar sah sie so brav aus, als könnte sie keiner Fliege was zuleide tun. Die Blässe des Gesichts wurde durch ein wenig Rouge überdeckt, und die großen Augen zeigten einen erschreckten Ausdruck, auch wenn sie normal schauten.

Das blau-weiß gestreifte Kittelkleid gab ihr ebenfalls einen sehr braven Anstrich, und in den grünlich schimmernden Pupillen stand stets ein Ausdruck der Überraschung oder Scheu.

Über den Tisch griff Percy und legte seine Hand auf die seiner Tochter.

»Geht es dir gut, Miranda?«

»Ja, blendend.«

»Hast du etwas geträumt?«

»Nein, nicht.« Sie runzelte die Stirn und schien über etwas nachzudenken.

Ihr Vater merkte dies sofort. »Da war doch etwas — oder?«

Zögernd klang die Antwort. »Ja...«

Er holte tief Luft. »Schau, Miranda, du weißt, daß du mir vertrauen kannst und ich immer zu dir halten werde...«

»Sicher.«

»Dann erzähl mir alles. Bitte!«

Miranda zog ihre Hand zurück. »Weißt du, Dad, es war so. Ich habe mich schlafen gelegt, schaute dem Mond zu...« Ihr Gesicht bekam plötzlich einen verklärten Ausdruck, aber nur für einen Moment, dann verfinsterte es sich. »Und auf einmal war sie wieder da. Das habe ich genau gemerkt.«

»Wirklich sie?«

»Ja, sie störte mich.«

Obwohl das Wort zwischen den beiden nicht ausgesprochen war, wußten sie genau, von wem die Rede war. Von Mirandas Mutter oder von Percy Mortons Frau Claudia.

Sie lebte nicht mehr. Ein Unglück hatte sie dahingerafft. Ein Fall, wie er vielleicht nur alle 200 Jahre einmal passierte. Claudia Morton war mit dem Gesicht in einen Spiegel gefallen, hatte dessen Fläche durchbrochen und sich getötet. Eine spitze Spiegelscherbe war ihr genau in den Hals gedrungen, und als man sie fand, war sie bereits verblutet.

Ausgerechnet Miranda hatte die tote Mutter entdeckt. Sie war über Minuten mit ihr allein gewesen, bevor es ihr gelang, Hilfe zu holen.

Was in dieser Zeit alles geschehen war, darüber hatte sie nie gesprochen, nicht einmal mit ihrem Vater, und er ahnte, nein, er wußte, daß es ein Geheimnis zwischen Mutter und Tochter gab, obwohl Claudia längst verstorben war.

»Sie war also wieder da?«

Miranda nickte.

»Und was wollte sie?«

»Ich weiß es nicht. Ich spürte sie nur.« Miranda lächelte. »Aber sehr deutlich. Sie lebt in einer anderen Welt. Manchmal habe ich das Gefühl, als wollte sie mich zu sich herüberholen oder mir Boten schicken.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ich weiß ja auch nicht. Aber diese Boten müssen mit ihr zu tun haben, glaube ich.«

»Kannst du sie näher beschreiben?«

»Nein, da war der Traum beendet.«

Percy Morton strich Butter auf seinen Toast. »Aber du weißt, daß es deine Mutter gewesen ist?«

»Natürlich.«

Morton runzelte die Stirn. Er dachte an die Ehe mit Claudia. Sie

war nicht glücklich gewesen. Überhaupt nicht. Als eine kleine Hölle hatte er sie immer bezeichnet. Claudia hatte zu den Typen gehört, die stets für sich sein wollten, die man als introvertiert bezeichnete, und die nie aus sich herausgegangen war.

Sie hatte in einer Welt für sich gelebt und oft stundenlang vor dem Spiegel gesessen, in den sie dann hineingefallen war. Erstanden hatte sie ihn bei einer Bekannten, die ähnlich war wie sie. Die beiden hatten sich immer gut verstanden und waren oft zusammen gewesen. Mehr wußte selbst Percy Morton über den Spiegel nicht.

Er beschloß zudem, das Thema zu beenden und in der folgenden Vollmondnacht sehr vorsichtig zu sein. Lächelnd nickte er seiner Tochter zu. »Willst du nichts essen?«

»Nein, heute nicht.«

»Aber du mußt wenigstens...«

»Daddy«, sagte Miranda mit einschmeichelnder Stimme. Sie wußte, wie sie ihren Vater herumkriegen konnte. »Ich werde einen Schluck Kaffee trinken und später etwas zu mir nehmen. Einverstanden?«

Percy schluckte den Rest der Toastscheibe hinunter und spülte mit Orangensaft nach. »Das mußt du mir versprechen.«

»Klar.«

»Und was wirst du sonst machen?«

»Ich will einkaufen. Es fehlt so einiges. Wir haben in der letzten Zeit viel gegessen. Ich möchte vor allen Dingen frisches Obst besorgen.«

Damit war Morton einverstanden. Er hatte sich schon hingestellt, tupfte noch über seine Lippen und ließ die Serviette fallen. Miranda begleitete ihren Vater bis in die Diele, wo die Uniformjacke über einem Bügel hing.

Er zog sie an, prüfte ihren Sitz, nahm auch seine Mütze, setzte sie aber noch nicht auf. Mit zwei Küssen auf die Wangen verabschiedete er sich von Miranda.

Dann ging er.

Als Miranda das Schlagen der Haustür vernahm, huschte sie zum Fenster, von dem aus sie einen guten Blick auf die Garagenzufahrt hatte. Schon bald tauchte dort das Heck des Mazda auf, den ihr Vater fuhr. Aus dem Innern des dunkelblauen Wagens winkte er ihr noch einmal zu, bevor er rückwärts auf die Straße setzte und wegfuhr.

Miranda ließ die Gardine wieder fallen. Jetzt befand sie sich allein im Haus, und das hatte sie nur gewollt. Über das noch kindlich wirkende Gesicht glitt ein Lächeln. Sie hatte ihrem Vater nicht die volle Wahrheit erzählt. Der Traum war viel intensiver gewesen, und sie stand auch noch immer in Kontakt mit ihrer Mutter, nur konnte sie ihrem Vater darüber nichts erzählen. Der hätte ihr nicht geglaubt oder wäre wahnsinnig geworden.

Mutter und Tochter!

Die eine verstorben, die andere lebend. Eine Kombination, die es eigentlich nicht geben durfte, die schon an Wahnsinn grenzte, wenn man davon ausging, daß beide noch miteinander kommunizierten.

Miranda warf einen Blick auf den Frühstückstisch. Das hatte Zeit, sie würde ihn später abräumen, und auch ihr Lernen war nicht wichtig. Was bedeutete schon die Betriebswirtschaft im Vergleich zu den Dingen, die sie als Metaphysik bezeichnete?

Nichts, gar nichts.

Und so schritt sie in den kleinen Für, wandte sich der Treppe zu und lief in die erste Etage, wo ihr Zimmer lag, das ein großes Geheimnis verbarg.

Sehr oft war auch ihr Vater hier oben gewesen. Er hatte alles gesehen, aber nicht das eigentlich Wichtige, und er hatte sich auch nicht darum gekümmert, daß die linke der beiden Schranktüren verschlossen war.

Den Schlüssel dazu hatte Miranda versteckt, und nur sie wußte, wo sich dieses Versteck befand.

Sorgfältig drückte sie die Tür ins Schloß, ging zum Fenster und schob die Vorhänge zu. Eine Nachbarin schritt mit einer Einkaufstasche am Haus vorbei.

Miranda lächelte, die Nachbarin winkte, und das Mädchen dachte daran, wie gut sie bei all den Leuten gelitten war, weil sie einen so stillen, in sich gekehrten Eindruck machte und ihrem Vater half, das schwere Los zu überwinden.

Alles Heuchler, dachte sie.

Alles nur Tünche. Tatsächlich interessierte sie sich für ganz andere Dinge, wie sie immer wieder bewiesen hatte. So auch jetzt.

Durch die zugezogenen Vorhänge drang nicht sehr viel Tageslicht in das Zimmer. Der Raum blieb im Halbdunklen, und Miranda griff unter ihr Bett, um einen handgroßen Kasten aus Porzellan hervorzuholen, dessen Deckel sie aufklappte.

Auf dem hellen Boden lag ein dunkler Schlüssel. Er paßte haargenau zu dem Schloß an der linken Schranktür.

Es war ein heller Schrank. Er sah freundlich aus, aber der Inhalt war etwas Besonderes.

Verzerrt sah sie ihr Bild. Wiedergegeben wurde es von einem Spiegel, der zusammengesetzt und geklebt worden war, wobei die einzelnen Bruchstücke durch die Risse nachgezeichnet wurden.

Dieser Spiegel barg das gesamte große Geheimnis, denn er war es gewesen, der Mirandas Mutter ermordet hatte...

\*\*\*

Obwohl Susan Day und Patrick Crichton zwei so unterschiedliche Personen waren, besaßen sie doch eine Gemeinsamkeit. Den flackernden Blick und die blasse Haut.

Ich hatte ihnen zwar die erste Angst genommen, aber sie saßen noch immer steif und gleichzeitig sprungbereit vor mir und meinem Kollegen Suko. Ich hatte den Inspektor in den Fall eingeweiht, und auch er war gespannt, wie es weitergehen würde.

Eine Tasse Kaffee hatte jeder von ihnen getrunken. Ich fragte beide, ob sie noch einen Schluck wollten, aber sie lehnten ab. »Da wird man ja noch aufgeregter«, meinte der Fahrer.

»Sie haben es ja hinter sich.«

Er lachte mich an. »Das sagen Sie so, Sir, aber stellen Sie sich vor, Ihnen begegnet mal ein Zombie mitten in der Nacht. Und das war einer, ehrlich, auch wenn mich die Leute ausgelacht haben.«

»Wir glauben Ihnen«, sagte Suko.

Der Driver, ein noch jüngerer Mann mit braunen Haaren und einem Dutzendgesicht, zupfte an seiner Lederjacke. »Trotzdem traue ich euch nicht. Ihr seid bestimmt so etwas wie Nervenärzte oder Seelenklempner...«

»Nein, das sind wir nicht!«

»Und wir kommen hier auch wieder raus?«

»Ich verspreche es Ihnen«, sagte ich.

Crichton schaute mich skeptisch an, bevor er die Schultern hob.

»Okay, fragen Sie.«

»Nein, Sie sollen erzählen.«

»Alles?«

»Natürlich.«

Er hob die Schultern. »Wie Sie meinen, Mr. Sinclair.« Anschließend berichtete er von seiner völlig normalen Fahrt, bis zu dem Zeitpunkt, als plötzlich die Gestalt erschien. Sehr genau hörten wir zu. Im Prinzip wußten wir das aus den Unterlagen, wir wollten nur wissen, ob ihm noch Kleinigkeiten einfielen.

Das war der Fall. Er erinnerte sich noch an die Kleidung, die so sackähnlich ausgesehen hatte.

»Sie war irgendwie braun«, murmelte er. »Ich hatte das Gefühl, als hätte man diesen Kerl einfach in einen Sack gesteckt, dessen oberes Ende offen war.«

Ich nickte ihm zu und meinte mich selbst in der Bestätigung. So wie

Crichton den Typ beschrieben hatte, war er mir nicht unbekannt. Ich hatte ihn im Traum ebenfalls gesehen. Mehr wußte der Mann auch nicht zu sagen. Er wollte wohl noch über die uniformierten Kollegen schimpfen, das interessierte uns nicht.

»Kann ich denn jetzt gehen?« fragte der Mann. »Ich bin müde.«

»Warten Sie noch eine halbe Stunde.« Ich wandte mich an Susan Day.

»Und Sie haben einen Vampir gesehen.«

Sie nickte nur. Die Erinnerung daran ließ sie blaß werden, und ich bat sie trotzdem, mir diesen Blutsauger zu beschreiben. Sie tat es mit leiser Stimme. Ich mußte zugeben, daß Susan Zeit gehabt hatte, den Vampir zu beobachten, denn sie hatte sich sogar Einzelheiten bei ihm merken können. Wiederum machte ich die Erfahrung, daß die Gestalt in meinem Traum mit dem Blutsauger, der Susan angegriffen hatte, übereinstimmte.

»Der hätte mich bestimmt gebissen«, flüsterte sie. »Dieser Blick war furchtbar.«

»Und zuvor sahen Sie den Schatten?«

»Ja, am Fenster des Wagens. Es zeichnete sich in der Dunkelheit ab. Ich konnte genau sehen, wie sich hinter der Scheibe etwas bewegte. Eine Decke oder so. Aber ich habe dann die Verwandlung gesehen. Das war ein Tier, das durch die Luft flog. Eine gewaltige Fledermaus. Sie berührte den Boden, und plötzlich wurde sie zu einem Mann.«

»Dem Vampir?«

»So war es.«

Ich rieb über mein Gesicht. Die Gedanken schweiften ab. Was hatte das alles mit meinem Traum zu tun? Wo gab es da eine Verbindung, oder waren sie nur einfach in die Kreuzpunkte zweier verschiedenartiger Magien hineingeraten?

Das war alles möglich. Jedenfalls bekam ich aus den beiden



Zeugen nichts mehr heraus. Susan Day und Patrick Crichton waren froh, überhaupt noch am Leben zu sein. Den anderen beiden Zeugen war es nicht so »gut« ergangen. Sie lagen mit Verletzungen in den Krankenhäusern.

Ich stand auf und reichte den beiden die Hand. »Falls ich noch etwas wissen möchte oder Ihnen etwas einfällt, setzen wir uns miteinander in Verbindung. Okay?«

»Natürlich.«

Glenda brachte sie bis zum Fahrstuhl.

Ich ließ mich wieder auf meinen Stuhl fallen, schaute Suko an, der mich anstarrte und fragte: »Was hat der große Meister jetzt vor?«

»Einen Plan habe ich schon.«

»Und der wäre?«

»Ich gehe jetzt in die Kantine und esse irgend etwas. Auch Hunger kann einen Menschen in den Wahnsinn treiben.«

Suko nickte sehr ernst, bevor er meinte: »Dann mußt du aber oft hungrig gewesen sein...«

\*\*\*

Miranda Morton hatte die Tür so weit aufgezogen, daß sie einen rechten Winkel zum Schrank bildete und sich dabei so hingestellt, um alles überblicken zu können. Für sie war es der Spiegel!

Nicht mehr glatt, nicht mehr so strahlend, wie er damals ausgesehen hatte, bevor ihre Mutter hineingefallen war, er war zerbrochen gewesen, und man konnte sehr genau erkennen, in wie viele Teile er zerstört gewesen war.

Die einzelnen Stücke waren von Miranda wie ein Puzzle zusammengelegt worden. Der Spiegel hielt und hatte seine alten Kräfte nicht verloren. Miranda wußte, daß dieser Spiegel für sie der Zugang nicht allein zu ihrer Mutter war, auch zu einer anderen Welt, zu ihrer Monsterwelt.

Mirandas Monsterwelt!

So hatte sie das Reich einmal genannt. Eine Welt, die jenseits der sichtbaren lag, und in die ihre Mutter eingekehrt war, denn von dort aus schickte sie oft Grüße.

Niemand wußte von diesem Geheimnis. Auch der Vater nicht, obwohl er etwas ahnte, denn in der vergangenen Nacht war er nahe darangewesen, das Geheimnis zu entdecken. Miranda hatte ihn im letzten Augenblick noch daran hindern können.

Sie schaute gegen den Spiegel, betrachtete ihr Gesicht genau und lächelte. Es sah anders aus als sonst. Das lag nicht allein am Puzzle-Spiegel. Miranda war aufgeregt, stand innerlich unter einer hohen Spannung, und so etwas schlug sich natürlich auch in ihrem Gesichtsausdruck wieder.

Die sonst so feinen, mädchenhaften Züge konnte man zwar nicht als verzerrt bezeichnen, aber angespannt schon, und der Ausdruck in den Augen hatte etwas Lauerndes bekommen.

Es war wie immer, wenn sie nach ihrer Mutter rief. Da mußte selbst Miranda erst eine Hemmschwelle überwinden und konnte erst dann voll einsteigen.

Es hatte zudem auch Tage gegeben, an denen es nicht so klappte. Da war die Verbindung zwischen Mutter und Tochter nicht zustande gekommen. Die Gründe wußte Miranda nicht. Vielleicht hatte es magische Störungen gegeben, denn auch Geistwesen mußten, um Entfernungen zu überbrücken, ideale Bedingungen vorfinden.

Das Mädchen wußte nicht, wie die Bedingungen an diesem Tage waren.

Ob gut, ob schlecht, so etwas stellte sich immer im nachhinein heraus.

Ihr Vater würde erst später zurückkommen, sie hatte Zeit, und sie nahm sich die Zeit. Alles durfte sie machen, nur keinen Fehler, da Geistwesen auf Fehler sehr sensibel reagierten und sich oft genug zurückzogen.

Das Mädchen nahm sich die Zeit. Lange schaute sie sich den Spiegel an. Jeder Splitter wurde von ihr unter Kontrolle genommen, und sie sah auch das feine Leuchten an den Schnittstellen der einzelnen zusammengesetzten Scherbenstücke.

Das war ein grünliches Schimmern, als würde jemand mit einem unsichtbaren Pinsel darüberstreichen und die Konturen genau nachziehen. Behutsam berührte Miranda mit den Fingerspitzen die Fläche. Sie spürte sofort das feine Kribbeln auf ihrer Haut und dachte daran, daß es nicht schwer sein würde, einen Kontakt herzustellen.

Heute nicht...

Spannung quälte sie. Sie verglich es mit einem Feld, das sich immer weiter ausbreitete. Der Zeitpunkt war günstig, ihre Mutter, eingesperrt in einem jenseitigen Reich, wartete auf den Ruf der Tochter, um sich zu zeigen.

»Du wirst sie öffnen«, hauchte Miranda. »Ich spüre, daß du deine Monsterwelt nicht länger verschlossen lassen willst.«

Sehr leise klang ihre Stimme, aber die Mutter würde sie immer hören, das stand fest. Im Prinzip hätte sie nicht einmal zu reden brauchen. Oft genug war es ihr gelungen, auch gedanklich mit Claudia Morton in Verbindung zu treten.

»Wenn du mich hörst, Mutter, möchte ich dich bitten, mir zu helfen. Bitte, zeige dich.«

Es waren stets die gleichen Worte und Sätze, die sie formulierte. Bisher hatte sie damit Erfolg gehabt, und auch jetzt sah es so aus, als hätte Claudia Morton den Ruf ihrer Tochter empfangen, denn tief innerhalb der Spiegelfläche tat sich etwas.

Miranda hatte oft genug darüber nachgedacht, was dies wohl sein konnte. Zu einem Resultat war sie dabei nie gekommen, aber es mußte mit dem Weg in eine andere Dimension zu tun haben. Hier wurden Grenzen überschritten, die von Menschen nicht

nachvollzogen werden konnten, weil sie einfach als völlig normale Grenzen nicht vorhanden waren. Das waren Dimensionsverschiebungen, die sich nur öffneten, wenn Magie eine große Rolle spielte, wie in diesem Fall.

Das Licht funkelte wie ein Diamant. Es strahlte in seinem Innern und besaß äußerlich einen blasseren Schein. Noch war nichts Genaueres zu erkennen. Dieses Licht erinnerte Miranda an einen farbigen Stern, der in der schwarzen, nicht meßbaren Tiefe des Alls lauerte, und noch überlegte, ob er einen weiten Weg zurücklegen sollte.

Und der Weg war weit oder sehr nah.

Hier konnte niemand mit Entfernungsangaben dienen. Lichtjahre konnten innerhalb eines Gedankensprungs zurückgelegt werden, und so mußte Miranda Morton warten. Sie hatte das Ihre getan, alles andere mußte der Spiegel erledigen und auch ihre Mutter.

Einen kleinen Schritt trat Miranda zurück. Sie blieb starr stehen und schaute den Spiegel an, in dessen Mitte sich noch immer das Leuchten zeigte.

Zeit verging.

Miranda wollte sie nicht messen, aber sie spürte, daß sich das Tor zu einer anderen Welt für sie öffnen würde. Es waren Strahlungen, die sie empfing. Empfindungen, Hinweise und zum erstenmal die flüsternde Stimme ihrer verstorbenen Mutter, die aus dem Jenseits über eine magische Brücke an ihre Ohren drang.

»Du hast mich gerufen, Tochter...«

»Ja, Mum.«

»Hatte es einen besonderen Grund?« Die Frage war nur mehr ein Hauch, der Miranda entgegenschwang.

»Ich... ich möchte dich um Rat bitten.« Sie faltete die Hände, »ich brauche ihn.«

»Weshalb?«

»Weil ich nicht mehr weiter weiß. Es ist der Punkt erreicht, wo alles enden kann. Irgendwie habe ich das Gefühl, dicht vor einer Entdeckung zu stehen. Ich bin mir nicht mehr sicher. Die andere Welt ist stärker. Die Monstren, die du mir geschickt hast...«

»Was ist mit ihnen?«

»Ich kann es nicht sagen. Ich weiß es nicht, Mutter. Es ist manchmal schrecklich...«

»Ich komme, Kind...«

Miranda atmete tief aus. Genau auf die Worte hatte sie voller Sehnsucht gewartet. Wenn die Mutter zu ihr kam und sie die gesamte Fläche des Spiegels ausfüllte, hatte Miranda stets das Gefühl, sich in Sicherheit zu wiegen.

Claudia hielt ihr Versprechen.

Noch war sie nur mehr eine Hülle. Ein Stück Materie, ein Klumpen, der strahlte, vielleicht nur Energie, die trotzdem denken und andere beeinflussen konnte. Der Spiegel machte eben vieles möglich, auch so etwas.

Miranda zitterte. Obwohl sie schon oft genug mit ihrer Mutter in Kontakt getreten war, konnte sie dieses Zittern nie vermeiden. Jede Begegnung war immer wieder neu für sie, ein Abenteuer, das es zu überstehen galt, und das sie bisher immer überstanden hatte.

Das grüne Licht wanderte. Es blieb auf der Stelle stehen und kam trotzdem vor, jedenfalls hatte Miranda das Gefühl, obwohl man bei diesem Spiegel nicht in Entfernungen rechnen konnte.

Die Augen des Mädchens vergrößerten sich. Miranda wollte den Vorgang genau mitbekommen, und sie mußte mit ansehen, daß sich die Fläche des Spiegels ebenfalls veränderte. Auch er bekam einen anderen Schein, das grünliche Fluoreszieren jedenfalls war zuvor nicht dagewesen. Es verteilte sich über die gesamte Fläche und trat besonders stark an den Schnittstellen der einzelnen Puzzleteile hervor.

Claudia kam.

Aus dem Licht wurde etwas Neues geschaffen. Zunächst zerplatzte das Zentrum, ohne einen Laut von sich zu geben. Es raste auseinander, die einzelnen Teile flogen in verschiedene Richtungen, wobei es so aussah, als würden sie über den Rand des Spiegels jagen und ihn verlassen.

Das geschah nicht, sie blieben innerhalb der Fläche, füllten sie aus und wurden selbst zu den Teilen eines geisterhaft wirkenden Puzzles, das sich einen Gedankensprung später wieder zusammenfügte, aber keinen Lichtball mehr bildete, sondern etwas anderes.

Ein Gesicht!

Miranda öffnete den Mund. Wie ein Hauch drang es über ihre Lippen.

»Mutter...«

Es war wie immer. Der erste Kontakt bestand zwischen Mutter und Tochter. Dabei schien es so, als wären sie Fremde gewesen, die erst jetzt dabei waren, Freundschaft zu schließen.

Ein Unbeteiligter und heimlicher Zuschauer hätte feststellen können, wie sehr sich Mutter und Tochter glichen. Auch Claudia Morton besaß das gleiche blonde Haar, auch wenn es an einigen Stellen dunkler war und nicht so glatt wie das des Mädchens. Bei dem anderen Haar hatte man das Gefühl, als würde es unter einer gewissen Spannung stehen.

Claudia Morton war recht jung gestorben. Nicht einmal vierzig war sie geworden, und zwischen ihr und der Tochter hatte ein besonderes Verhältnis bestanden.

Die beiden waren mehr Freundinnen gewesen, denn jede hatte der anderen ihre Sorgen und Wünsche mitteilen können.

Und so war es auch nach dem Tod geblieben.

Das Gesicht hatte sich so stark vergrößert, daß die gesamte Spiegelbreite von ihm eingenommen wurde.

Sie stand da und wußte, daß es so kommen würde wie immer.

Unbehagen stahl sich in ihren Blick. Eine unbestimmte Furcht, obwohl sie doch mit ihrer Mutter so vertraut war.

Aber sie traute sich nicht, die Arme auszustrecken und das Gesicht zu berühren. Natürlich hatte sie es ein paarmal versucht, aber stets den Befehl bekommen, es nicht zu tun.

Daran hielt sie sich.

Miranda fühlte es vom Magen her heiß in die Höhe steigen. Plötzlich hatte sie das Gefühl, als würde ein Band ihre Kehle umschnüren, und im Hals begann das Kratzen.

Tränen stiegen in ihre Augen und rollten über die Wangen.

Jede Begegnung mit der Frau, die ja schon gestorben war, wühlte das Mädchen innerlich auf. So dauerte es eine Weile, bis sich Miranda so weit beruhigt hatte, daß sie wieder normal mit der Mutter reden konnte.

Ein paarmal mußte sie schlucken, und sie hörte auch Claudia Mortons Frage. »Weshalb hast du mich gerufen, Kind?«

»Ich... ich mußte es tun.«

»Gab es sonst keinen Grund?« drang es flüsternd aus der Spiegelfläche und Miranda entgegen.

Sie überlegte einen Moment, bevor sie nickte. »Ja.« Bei dieser Antwort bewegten sich ihre Arme fahrig in die Höhe. »Ja, es gab einen Grund. Den will ich dir auch nennen, Mutter. Ich habe das Gefühl, daß wir nicht mehr unentdeckt sind. Jemand hat Verdacht geschöpft. Noch habe ich ihn abwenden können.«

»Sprichst du von deinem Vater?«

»So ist es.« Heftig begann Miranda zu nicken. »Ich spreche von ihm. Am gestrigen Abend, als wir den intensiven Kontakt bekommen haben, kam er früher nach Hause. Ich hatte mit ihm nicht gerechnet, er wollte in mein Zimmer und hatte die Tür schon offen, als ich ihn noch soeben zurückstoßen konnte.«

»Das weiß ich alles.«

Miranda hatte die Antwort überrascht. »Und du sagst nichts dazu?«

»Nein, wir haben damit rechnen müssen.«

Das Mädchen legte die Hände wie bittend zusammen. »Aber er wird bald Bescheid wissen. Beim heutigen Frühstück hat er zwar mit keinem Wort den Vorfall erwähnt, doch ich bin mir sicher, daß er nicht mehr lange warten wird und eine Erklärung verlangt.«

»Vergiß ihn, Miranda«, flüsterte die Erscheinung.

Das Mädchen war überrascht.

»Mum!« rief es aufgeregt. »Das hört sich so endgültig an.«

»Vielleicht ist es das auch«, erwiderte die Tote orakelhaft. »Der Kontakt mit deinem Vater wird nicht mehr lange bestehen, das kannst du mir glauben.«

»Ich will dich nicht verstehen, Mum.«

»Du denkst an seinen Tod, ich weiß.«

Miranda bekam eine rote Gesichtsfarbe, weil sie sich regelrecht ertappt fühlte. Daran hatte sie tatsächlich gedacht, aber Claudia erklärte ihr gleichzeitig, daß dem nicht so war. »Dein Vater, meine Liebe, ist nicht das Problem. Ich möchte ihn einmal als zweitrangig einstufen. Andere Dinge sind schlimmer.«

»Und welche?«

»Es gibt hier in London einen Menschen, der uns gefährlich werden kann. Er ist nur Polizist, aber trotzdem sehr mächtig, denn er besitzt eine Waffe, die man mit dem Wort Kreuz beschreiben kann. Und dieses Kreuz hat es in sich! Es kann nicht nur abwehren, es wirkt auch wie ein Sensor, denn es ist in der Lage, magische Ströme und Felder aufzunehmen. Es kann seinen Träger warnen, ihm sogar Bilder überspielen, und das, ich weiß es genau, ist in der vergangenen Nacht geschehen.«

Miranda hatte zugehört. Sie nickte auch, obwohl sie das meiste nicht begriffen hatte. »Wie heißt der Mann?«



»John Sinclair!«

»Ich kenne ihn nicht, Mutter.«

Das Gesicht im Spiegel verzog sich zu einem Lächeln. »Es ist auch gut, daß dir dieser Mann noch nicht begegnet ist. Sogar sehr gut, er hätte sofort herausgefunden, daß mit dir etwas nicht stimmt, weil er ja das Kreuz immer bei sich trägt.«

»Und er weiß nun Bescheid?«

»Ja, er hat dich und die vier Monstren gesehen.«

Miranda hob die Hand und preßte sie gegen ihre linke Brust. »Das kann nicht wahr sein. Ich bin ihm nie begegnet...«

»Sein Kreuz hat das Bild übertragen. Zwei Magien, die meine und die seine trafen zusammen, bildeten einen Schnittpunkt, und dort zeigten sich die Monstren wie das Bild eines Hologramms. Sei versichert, meine Tochter, er weiß Bescheid.«

Miranda nickte. »Die Monstren waren tatsächlich da. Sie haben sogar das Haus verlassen.«

»Eben.«

»Und kehrten sie zurück?«

»Ja.«

Miranda wollte schon beruhigt aufatmen, als sie abermals die Stimme der Mutter vernahm. »Das ist kein Grund, um ruhig zu schlafen. Sinclair weiß jetzt Bescheid. Ich möchte einmal den Vergleich mit einem Bluthund wagen. Wenn er einmal eine Fährte aufgenommen hat, bleibt er dran. Er ist nicht allmächtig, das ist niemand, aber es kann sein, daß er dir einen Besuch abstattet.«

Das Mädchen war bleich geworden. Es überlegte jetzt schon, wie es sich verhalten wollte, brachte aber nur ein »Und dann?« hervor.

»Werden wir eingreifen müssen, falls es nicht schon zu spät ist«, schränkte die Frau ein.

Miranda dachte wieder folgerichtig. »Ich verstehe, wir sollten ihn also vorher...«

»Das genau meine ich. Wir müssen diesen Menschen zuvor stoppen. Wir werden ihn ausschalten.«

»Du? Oder ich?«

»Nein, keine von uns beiden. Dafür haben wir unsere Helfer. Sinclair wird noch eine Weile brauchen, um unsere Spur zu finden. Wir handeln vorher. Vier Helfer stehen mir zur Verfügung. Du bist der fünfte, und an dir wird alles hängen, ob der Plan klappt. Ich kann nichts tun, ich bin in meiner Welt gefangen...«

Miranda fühlte sich plötzlich unwohl. »Aber was soll ich denn alles machen?«

»Ihn in die Falle locken.«

»Und wie?«

Da hörte sie das leise Lachen.

»Verlasse dich nur auf deine Mutter, mein Liebling. Ich hatte Zeit genug, mir etwas auszudenken. Und Sinclair wird kommen, das kann ich dir versprechen. Du mußt ihm nur den Fall mit den richtigen Worten schmackhaft machen.« Sie legte eine kurze Pause ein und teilte ihrer Tochter anschließend den Plan mit, den sie entworfen hatte.

Miranda hörte sehr genau zu. Sie saugte die Worte ihrer Mutter in sich auf, und während die schon Verstorbene berichtete, geriet hinter ihr in die Spiegelfläche Bewegung.

Dort erschienen vier Gestalten.

Noch waren sie kaum zu erkennen, weil sie erst die Ecken ausfüllten, aber Miranda erkannte ihre vier Beschützer dennoch sehr deutlich.

Links oben stand der Zyklop, darunter der Vampir, ihm diagonal gegenüber der Werwolf, darunter war der lebende Tote, auch Zombie genannt. Bessere Leibwächter hätte selbst der Teufel nicht haben können, das wußte auch Miranda, und sie fragte mit zitternder Stimme.

»Hat dieser Mensch überhaupt noch eine Chance?«

»Soll er das, Tochter?«

»Ich weiß nicht...«

»Du mußt dir eines merken, mein Kind. Schalte dein Gewissen aus und denke nur an unser Ziel. Alles andere ist menschlich und führt letztendlich zu einem Versagen.«

»Wenn du meinst.«

Claudia Morton lächelte wieder. »Hast du sonst noch etwas auf dem Herzen, Tochter?«

Das hatte sie, doch sie wagte kaum, es auszusprechen. Erst als sie die zweite Aufforderung ihrer Mutter vernahm, traute sie sich, diese Hemmschwelle zu überwinden.

»Ja, es geht um Vater. Wenn er etwas merkt, ist alles vorbei.«

»Merkt er tatsächlich etwas?«

»Ja, er hat gestern abend...«

»Diesmal wirst du schlauer vorgehen. Bis er etwas merkt, ist alles vorbei. Dann gibt es keinen John Sinclair mehr...«

Das Mädchen schluckte. »Du meinst... du meinst, daß dieser Mann sterben wird?«

»Er muß sterben!«

»Einfach so?«

»Nein, er wird uns gefährlich. Er ist in der Lage, die Verbindung zwischen uns beiden zu trennen. Willst du das wirklich, kleine Miranda? Willst du, daß der Kontakt zwischen uns abbricht?«

Sie überlegte eine Weile. Dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, Mutter, das möchte ich nicht.«

»Dann tu, was ich dir geraten habe.«

»Natürlich...«

\*\*\*

Wir wollten auf Nummer Sicher gehen und hatten auch die beiden Verletzten besucht.

Bei Mitch, dem Zocker und Wetter, waren wir an die richtige Adresse geraten. Er hatte uns angeschrien, seinen Arm unter der Bettdecke hervorgestreckt und uns sein schwarz verbranntes Fleisch gezeigt. »Da seht ihr es. Daran trägt nur dieser verfluchte Einäugige die Schuld. Dieser Hundesohn, der sich mir in den Weg stellte. Ich konnte in sein Auge schauen, ich starrte ihn an und merkte, welche Kraft er hatte, gegen die ich nicht ankam.«

Wir redeten so lange auf ihn ein, daß er uns das Monstrum noch einmal beschrieb. Viel kam dabei nicht heraus, außerdem hatte auch ich es schon gesehen.

Blieb Josy Hall. Die Dirne hatte es am härtesten erwischt. Sie lag noch auf der Intensivstation, und der zuständige Arzt ließ eine Unterhaltung nicht zu. Er konnte uns nur Näheres über die Verletzungen sagen, mit denen die Frau eingeliefert worden war.

»Da muß ein Irrer gewütet haben. Eine Bestie, ein regelrechtes Raubtier, glauben Sie mir.«

»Haben Sie die Kratzspuren näher untersucht?« fragte Suko.

»Sicher, nur liegt noch kein Ergebnis vor. Ein Fachmann will sich darum kümmern. Wir haben die Schwerverletzte von allen Seiten fotografiert und Großaufnahmen machen lassen. In drei bis vier Tagen kann ich Ihnen mehr sagen, Gentlemen.«

Das brauchte er nicht, denn ich wußte, daß die Frau von einem Werwolf angegriffen worden war. Ihn hatte ich ebenfalls in meinen Träumen gesehen, und daß sämtliche Monstren existierten, bewiesen die Aussagen der Angegriffenen.

Wir bedankten uns bei dem Doc und verließen das Krankenhaus. »Ins Büro?« fragte Suko.

Ich lachte kratzig. »Wohin sonst?«

»Du bist sauer, wie?«

»Wärst du das nicht?« Vor dem Hauptportal waren wir stehengeblieben.

Sonnenlicht spiegelte sich in den großen Glasscheiben. »Hör zu, wir wissen, daß sich irgend etwas über unseren Köpfen zusammenbraut. Daß vier Monstren frei in der Stadt umherirren und jeden Augenblick Menschen anfallen können...«

»Das würde ich nicht so sehen. Ein Vampir und auch ein Werwolf sind Geschöpfe der Nacht, John.«

»Ja, gut.« Meine Stimme klang ägerlich. »Nimm es nicht so genau. Du hast ja recht.«

»Und den Zyklopen würde ich ebenfalls dazu zählen.«

»Abwarten.«

Suko lachte und schlug mir auf die Schulter. »Okay, fahren wir zum Yard und warten die Nacht ab.«

»Willst du bei Dunkelheit durch London fahren und Wache schieben? Vielleicht hast du Glück und begegnest einem Monster, wobei ich die Chancen als sehr gering einstufe.«

»Nein, ich verlasse mich auf dein Kreuz. Denk daran, daß du auch das Bild des Mädchens gesehen hast. Wenn du eine Spur zu den Monstren finden willst, dann nur über die Kleine. Du verstehst?«

»Ja.«

»Dann ist alles klar.«

Ich war mir da nicht so sicher, denn wie sollte ich das mir unbekannte Mädchen finden, von dem ich nur das Gesicht kannte. Okay, ich konnte per Computer nachprüfen lassen, ob die Kleine irgendwann einmal aufgefallen war, aber ich glaubte nicht daran. Nein, da mußte es eine andere Lösung geben. Sie und ich waren Gegner. Davon ging ich aus.

Ich wußte von ihr, so konnte es doch auch möglich sein, daß sie über mich informiert war und mich eventuell auch suchte. Schließlich war ich ein Störenfried. Der eine suchte den anderen, nur mußten wir uns eben finden.

Es hörte sich so einfach an und war doch verdammt schwierig. Ich

hatte nicht einmal Lust zu fahren und überließ meinem Freund das Lenkrad.

Auch als Suko den Bentley auf den Yard-Parkplatz hinter dem Haus steuerte, waren wir noch zu keinem Ergebnis gelangt.

Suko sah es meinem Gesicht an, deshalb hielt er sich mit einer Frage zurück.

Als wir im Büro eintrafen, stellte ich Glenda sofort meine Standardfrage:

»Hat jemand angerufen?«

»Ja«, erklärte sie zu unserer Überraschung.

»Und wer?«

»Eine Frau. Oder ein Mädchen, denn die Stimme klang noch verhältnismäßig jung.«

»Name, Adresse.«

»John.« Sie schaute mich vorwurfsvoll an. »Ich habe sie alles das gefragt, aber keine Antwort bekommen.«

»Verdammt. Hat sie sonst noch etwas gesagt?«

»Sie wird wieder anrufen.«

Meine Laune besserte sich. »Wann ungefähr?«

»Hat sie nicht gesagt, aber sie wollte nur mit dir sprechen. Einen gewissen John Sinclair.«

Ich hob die Schultern. »Mal sehen, wann sie wieder anruft.«

»Ich kann dir ja einen Nachmittags-Kaffee kochen, John. Du einen Tee, Suko?«

»Gern.«

Beide bekamen wir unsere Getränke, saßen uns gegenüber, und ich sah Suko Lächeln. »Grins nicht so.«

»Wieso? Ich freue mich, daß es endlich vorangeht.«

»Das ist noch nicht sicher.«

»Glaubst du nicht, daß es das Mädchen gewesen ist, das du im Traum gesehen hast? Eine andere Möglichkeit bleibt nicht. Es muß

einfach die Kleine gewesen sein, die dich angerufen hat. Du hast ihr Bild gesehen und bist davon ausgegangen, daß es umgekehrt ebenso gewesen sein könnte. Nun ist der Fall eingetreten.«

»Noch ist es nicht sicher.«

»Wer sollte dich denn sonst anrufen?«

»Na, hör mal. Ich kenne schließlich...«

»Meinen Kaffee, und das reicht auch«, erklärte Glenda, die soeben das Büro betrat. »Möchtest du noch eine Tasse?«

»Nein.«

»Dein Pech...«

Das Telefon meldete sich. Endlich! Ich schnappte so schnell nach dem Hörer, daß Suko und Glenda, die mich dabei beobachteten, sich ein Lächeln nicht verkneifen konnten.

Trotzdem sagte ich mit ruhiger Stimme: »Sinclair.«

Zuerst hörte ich nichts. Nur ein hastiges Atmen und schließlich die Frage: »John Sinclair?«

»Das bin ich.«

»Dann möchte ich Sie sprechen.«

»Das tun Sie bereits, meine Liebe. Da Sie meinen Namen kennen, möchte ich auch Ihren erfahren. Ich telefoniere lieber mit Leuten, deren Namen...«

»Miranda...«

Ich lauschte dem Klang nach. Sie hatte sehr weich gesprochen.

»Ist das alles?«

»Ja.«

»Haben sie keinen Nachnamen?«

»Spielt das eine Rolle?«

Ich enthielt mich einer direkten Antwort und wollte statt dessen den Grund des Anrufs erfahren.

»Mr. Sinclair, ich möchte mich mit Ihnen treffen.«

»Gern. Und wo? Bei mir, bei Ihnen?«

»Bei mir. Ich besitze ein kleines Haus. Es ist wunderhübsch, wie im Märchen. Kennen Sie das Swamp Areal?«

»Sie meinen den Sumpf an der Themse. Die Flußniederungen?«

»Genau die.«

»Ja, die sind mir bekannt.«

»Dort fahren Sie hin, und da werde ich Sie erwarten. Aber kommen Sie allein, nur allein. Sie wissen ja, um was es geht, Mr. Sinclair. Um sehr viel.«

Bevor ich noch eine weitere Frage stellen konnte, hatte Miranda die Verbindung unterbrochen. Durch den Lautsprecher hatten Suko und Glenda das Gespräch mitbekommen, und es war mein Freund Suko, der hart auflachte, bevor er sagte: »John, das ist eine Falle.«

»Weiß ich.«

»Und du fährst trotzdem?«

»Sicher doch.«

»Aber nicht allein.«

Ich stand auf. »Und wie allein ich fahre. Kein Verstecken im Kofferraum, Suko, das stehe ich durch. Schließlich geht der Fall nur mich an, und ich werde ihn auch beenden.«

Glenda schüttelte den Kopf. Auch sie versuchte jetzt, mich umzustimmen. »John, das ist doch Unsinn. Du hast es mit vier Monstren zu tun.« Sie knickte den Daumen weg und hob die entsprechende Anzahl Finger in die Höhe. »Das ist zuviel.«

»Vergiß Miranda nicht«, fügte ich noch hinzu.

»Na bitte. Da kommst du nicht gegen an, wirklich nicht.«

»Niemand ist chancenlos. Sie wird ebenso bemerkt haben wie ich, daß sich da Dinge ereignen, die einer Lösung bedürfen. Es kommt eben darauf an, wer stärker ist.«

»Und das willst du sein?« fragte Suko.

»Ich hoffe es.«

Glenda und der Inspektor wollten noch was sagen, ich aber



schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, ich lasse mich nicht mehr von euch umstimmen. Es bleibt bei meinem Entschluß.«

»Konnte ich mir denken«, sagte Suko. »Und wann willst du fahren?«

»Sofort.«

Der Chinese schaute nachdenklich auf die Tischplatte. »Kannst du uns denn wenigstens sagen, wann wir nachschauen sollen, ob von dir noch etwas zu finden ist?«

»Ich melde mich wieder.«

»Aber nicht als Zombie«, sagte Glenda.

»Das walte Hugo...«

\*\*\*

Zwar konnte Percy Morton nicht von einem direkten Glückstag sprechen, aber er war doch froh, daß es seinem Flugschüler nicht besonders ging und dieser schon nach einer Stunde den Kopf schüttelte und aus dem nachgebauten Cockpit stieg. »Tut mir leid, Mr. Morton, aber ich schaffe heute nichts. Mein Kopf ist zu.«

»Was ist denn?« Percy saß an seinem Kontrollpult und überwachte die Geräte und Schreiber, die sämtliche Reaktionen des Mannes aufzeichneten.

»Ich bin matt, sauer, erkältet. Brechen wir ab?«

Morton gestattete sich ein Lächeln. »Ja, es wird auch besser sein. Ihre Daten laufen ziemlich schief, wenn ich das mal so sagen darf. Sie sind sogar unter dem Durchschnitt.«

Der in der Ausbildung befindliche Pilot nahm seine Jacke und streifte sie über. »Da bin ich nur froh, Mr. Morton, daß Sie mir die Sache nicht krummnehmen.«

»Überhaupt nicht. Es ist vielleicht gut so, denn wenn Sie mal fliegen, können Sie sich auch keine Formkrise leisten. Da muß einfach alles stimmen.«

»Das meine ich auch.«

Wenig später war Percy Morton allein, aber auch mit seinen Gedanken, die sich nur um Miranda und die vergangene Nacht drehten. Er hatte ihr beim Frühstück zwar nichts gesagt, dennoch wußte er, daß es ein Geheimnis gab, das sie unter keinen Umständen preisgeben wollte.

Irgend etwas stimmte zwischen ihnen nicht, das stand fest, Miranda lebte in einer Welt für sich. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie sich sehr stark verändert.

Sie war zwar älter geworden, aber auch introvertierter, schloß sich oft in ihr Zimmer ein, und was dort hinter der geschlossenen Tür vor sich ging, das hätte Percy gern gewußt.

Es mußte schrecklich sein...

Sein Chef betrat den Raum, sah Morton am Kontrollpult sitzen und wunderte sich über den Weggang des Schülers.

Percy erklärte es ihm.

Der andere nickte. »Und wie ist er sonst?«

»Mittelmaß.«

»Können wir uns nicht leisten, Percy. Wir müssen die Besten haben. Beobachten Sie ihn genau.«

»Natürlich, Sir, aber mir geht es auch nicht gerade gut. Wahrscheinlich bin ich infiziert worden.«

»Dann gehen Sie doch nach Hause.«

»Daran habe ich auch gedacht.«

»Kommen Sie, Percy, ab!«

»Danke.« Morton war froh dabei, daß ihm jemand den Vorschlag gemacht hatte. Er hätte sich auf seine anderen Arbeiten ebenfalls nicht konzentrieren können.

So nahm er seine Tasche und ging zum Parkplatz, wo er den Mazda abgestellt hatte. Er fuhr in Richtung London, und je mehr Distanz er zwischen sich und dem Flughafen Heathrow gelegt hatte, um so stärker änderte er seine Meinung. Er hatte plötzlich keine Lust mehr,

in das kleine Haus zu fahren. Den Grund wußte er auch, obwohl er ihn sich nicht selbst eingestehen wollte. Er fürchtete sich vor seiner Tochter!

Es war keine heiße, direkte Furcht, die ihm das Blut in den Kopf trieb, eher eine heimliche, aber sie wurde — je mehr er sich dem Haus näherte — immer drängender.

Deshalb fuhr er woanders hin.

In einem Café trank er einen Schwarzen und dachte bei jedem Schluck nach. Normal und richtig wäre es gewesen, wenn er die Polizei informierte. Was da in Mirandas Zimmer geschehen war, überstieg seine Kräfte. Dagegen kam er nicht an.

Scotland Yard mußte her!

Dieser Entschluß war in ihm gereift, als er der Bedienung zuwinkte und zahlte.

Mit der Polizei hatte er kaum zu tun gehabt. Wenigstens nicht privat. Nur wenn am Flughafen mal etwas los war, sah es anders aus. Von Scotland Yard kannte er flüchtig einen Mann, der damals einen Einsatz gegen Bombenleger geleitet hatte. Ein Commissioner Hartley.

Und den rief er von einer Zelle aus an. Er gab dem Gespräch einen dienstlichen Touch, so daß er durchgestellt wurde und erst dann mit seinem Anliegen herausrückte.

Der Commissioner verstand ihn. »Es geht also um eine Sache, die im Bereich des Übersinnlichen liegt.«

»So ungefähr, Sir.«

»Da haben wir doch den richtigen Mann.«

»Und wer ist es?«

»Ein Oberinspektor John Sinclair. Soviel ich weiß, ist er im Haus, ich sage Ihnen mal die Durchwahl.«

Percy Morton schrieb hastig mit und bedankte sich noch für die Information.

Abwimmeln lassen wollte er sich nicht, deshalb entschloß er sich, direkt dem Yard einen Besuch abzustatten. Er war sehr nervös und wäre fast noch mit einem silbergrauen Bentley zusammengestoßen, hinter dessen Lenkrad ein Mann saß, der den Kopf schüttelte.

Und so kam es, daß sich Percy Morton und der Geisterjäger John Sinclair nicht trafen...

\*\*\*

Der Monat hatte gewechselt, wir schrieben Anfang September, und da konnte es schon passieren, daß sich Nebelfetzen bildeten, besonders in den Flußniederungen. Das Wetter verschlechterte sich, die Sonne verschwand immer häufiger hinter wahren Gebirgen von grauen Wolken, und die Kälte nahm zu.

Ich fuhr nach Osten. Die Straße lief manchmal parallel zum Fluß, dann sah ich das breite graue Band, das sich in Richtung Nordsee wälzte. Es war ein besonderes Bild, wenn ich die Masten der Frachtschiffe zu Gesicht bekam, die dazugehörigen Boote aber nicht sah und es deshalb so wirkte, als würden die Masten langsam durch die Luft schweben.

Zwar hatte ich das Sumpfgebiet noch nicht betreten, wußte aber, wo es lag.

Früher war hier Torf abgebaut worden, bis zum Glück einige logisch denkende Menschen auf die Idee kamen, diesen Abbau zu stoppen.

Wenn man da weitergemacht hätte, wäre ein gewaltiges Feuchtgebiet zerstört und der Umwelt ein nicht mehr zu behebender Schaden zugefügt worden. So war wenigstens noch über die Hälfte des Sumpfes intakt.

Aber man hatte nicht aufgegeben, denn die Bagger standen noch immer herum, verrotteten und warteten wohl auf den Tag, an dem sie wieder in Betrieb genommen werden konnten.

Ich suchte nach einem Hinweisschild, das mich von der normalen

Straße wegführte. Da ich es nicht fand, hielt ich schließlich neben dem Wagen eines Bauern an, der auf der Ladefläche zusammengepreßte Getreideballen transportierte und dabei war, einige von ihnen noch besser zu befestigen, weil sie wackelten.

Der Mann hörte meine Frage und schüttelte den Kopf. »In die Swamp Area fahren nur Verrückte.«

»Vielleicht bin ich einer.«

»Oder so ein Torfstecher.« Er sagte es sehr böse.

»Sehe ich so aus?«

»Euch kann man nicht trauen.«

Um überhaupt eine Antwort zu bekommen, zeigte ich meinen Ausweis vor. Der Bauer stemmte sich gegen den Wind, der seine Haare zurückblies und nickte. »Na ja, Sie scheinen doch ein Verrückter zu sein. Fahren Sie noch eine halbe Meile weiter. Dann können Sie links ab in einen kleinen Weg einbiegen.«

»Und der bringt mich durch den Sumpf.«

»Fast bis an die Themse. Sie werden ja merken, wenn ihr Wagen langsam verschwindet. Viel Spaß.«

Er grinste zwar, ich aber verkniff mir ein Lächeln, stieg wieder ein und fuhr los.

Der Bauer hatte nicht gelogen, ich fand tatsächlich die Stelle, wo ich nach links einbiegen mußte. Ein Weg, mehr ein Pfad, der aber befahren sein mußte, denn auf dem weichen Boden hoben sich deutlich die Abdrücke von Reifen ab.

Das Gras wuchs fast kniehoch, und es wurde von den Rädern des Bentley plattgewalzt. Eine typische Sumpfgegend lag vor mir. Flach, braun, dunkelgrün. Ich sah nur wenige Bäume, und wenn, dann waren sie schief gewachsen und wirkten irgendwie verkrüppelt.

Das Gebiet war ziemlich groß, vom Fluß sah ich nichts, und ich war gespannt, wo mich diese Miranda erwarten würde.

Der Nachmittag näherte sich seinem Ende. Es wurde ein wenig

dunkler.

Möglicherweise lag es auch an den dicken Wolkenschichten, die über den so weit wirkenden Himmel segelten, weil der Wind sie vor sich hertrieb. Dazwischen schimmerte ein helles Blau fast verschüchtert, denn die düsteren Berge deckten es immer wieder zu.

Der Wind fuhr auch über das Moor. Er kämmte die Gräser, ließ sie wehen und brachte auch den Geruch des Brakwassers mit sowie einen gewissen Gestank, der mich an sterbende Pflanzen, Fäulnis und an Friedhof erinnerte.

Über die Unebenheiten des Weges schaukelte der Bentley hinweg, und seine Reifen schmatzten über die weiche Erde.

Ich war allein.

So weit mein Blick auch reichte, kein Mensch befand sich in der Nähe, und auch von dieser Miranda sah ich nichts. Allmählich veränderte die Umgebung auch ihr Gesicht. Die Farbe blieb zwar die gleiche, dieses Braun und dunkle Grün wechselten sich ständig ab, aber die Pflanzenwelt nahm ein anderes Gesicht an. Bäume rückten näher.

Hin und wieder standen sie auf kleinen aus dem Boden ragenden Inseln, die mich an grüne Buckel erinnerten, und ihre oftmals blatt- und laublosen Äste wirkten wie die abgestorbenen Arme irgendwelcher vorsintflutlicher Monstren.

Auch wenn es so wirkte, der Sumpf war nicht tot. Er lebte. Einen kleinen Vorgeschmack bekam ich davon, als rechts von mir ein Schwärm Vögel in die Luft stieg und zum Fluß flog.

Ich konzentrierte mich auf das Fahren und ging sehr vorsichtig mit dem Gas um. Auf diesem weichen, nachgiebigen Boden durfte ich keinesfalls übermütig werden.

Plötzlich war sie da.

Ich hatte zwangsläufig nach vorn geschaut und nicht auf die Bäume geachtet, aber in einer dieser Astgabeln hatte sie gesessen und sich

blitzschnell fallenlassen.

Sie stand vor meinem Wagen, hatte mich so erschreckt, daß ich sie mit dem Bentley noch fast berührt hätte. Wäre sie häßlich gewesen, hätte ich sie als eine Vogelscheuche bezeichnen können, denn so stand sie da mit ihren ausgestreckten Armen, als könnte sie durch diese Geste den schweren Wagen stoppen.

Jetzt nahm ich mir Zeit, denn ich wollte mir das Mädchen so genau ansehen wie eben möglich.

Es war tatsächlich die Kleine aus meinem Traum. Ich schaute besonders deutlich in ihr Gesicht, sah dort die gleichen, manchmal sehr weich wirkenden Züge und auch die Augen mit den grünen Pupillen, die sich auf die gebogene Frontscheibe des Silbergrauen richteten, um ins Wageninnere sehen zu können.

Normalerweise hätte sie eine dem Sumpf entsprechende Kleidung tragen müssen, was nicht der Fall war. Sie trug ein blau-weiß gestreiftes Schürzenkleid, das in der Taille durch einen Gürtel gehalten wurde und die Schlankheit der Figur noch unterstrich. Der Wind spielte mit ihrem Haar und wehte die blonden Strähnen zu beiden Seiten des Gesichts in die Höhe.

Ich öffnete die rechte Tür, um auszusteigen und hatte sie kaum zur Hälfte offen, da sprach das Mädchen schon gegen. »Nein, lassen Sie, Mr. Sinclair, ich werde zu Ihnen kommen.«

»Bitte.«

Als Kavalier stieß ich auch die Beifahrertür auf und ließ Miranda einsteigen. Sie warf mir einen forschenden Blick zu und hämmerte den Wagenschlag ins Schloß.

»Zufrieden?« fragte ich.

»Womit?« Ihre Stimme klang hell, fast noch kindlich.

»Mit der Musterung.«

»Ach so.« Sie lächelte schüchtern und legte ihre Hände zusammen.

»Das war doch keine Musterung.«

»Wie Sie meinen, Miranda.« Ich wechselte das Thema. »Wohin soll ich jetzt fahren?«

»Weiter dem Weg nach.«

»Okay, und wo landen wir dann? In der Themse? Im Sumpf oder vielleicht in Ihrer Hütte oder im Haus...«

»Im Haus. Nur müssen wir den letzten Teil des Weges zu Fuß gehen, da ich fürchte, daß Ihr Wagen zu schwer sein wird. Er kann natürlich auch versinken, das wäre sogar...« Sie schwieg.

»Reden Sie weiter!«

»Nein, nein, lieber nicht.«

Du kleines Luder, dachte ich. Siehst harmlos aus, bist aber durchtrieben.

Wir würden sehen. Diesmal machte ich nicht den gleichen Fehler wie bei der Herfahrt. Zwar schaute ich auch auf den Weg, aber ich sah mich gleichzeitig auch nach rechts und links um und suchte ebenfalls in dem wie tot wirkenden Geäst der Bäume nach, ob das Mädchen dort nicht irgendwelche Komplizen versteckt hatte.

Es war alles »sauber«.

Wir sprachen nicht. Miranda hatte sich bequem zurückgelegt und hielt die Augen fast geschlossen. Fast hatte es den Anschein, als würde sie es genießen, von mir gefahren zu werden.

Sehr weit brauchten wir nicht mehr zu fahren, denn wir erreichten ein Gebiet, das zwar flach war, aber trotzdem noch eine gewisse hügelige Form aufwies.

Wieder ragten Buckel mit flachen, grasbewachsenen Kappen aus dem grünbraunen Sumpf. Dazwischen befanden sich oft Mulden, und in manchen hatte sich dunkelbraunes Brakwasser gesammelt, dessen Oberfläche wie lackiert schimmerte.

»Sie können hier anhalten«, sagte Miranda plötzlich.

»Auf dem Weg?«

»Ja.«



»Kann ich nicht drehen?«

»Versuchen Sie es.«

Das tat ich auch, hing einmal fast mit den Hinterrädern fest, aber schaffte es zum Glück, den Bentley wieder freizubekommen. Ich ließ ihn so stehen, daß seine Schnauze in die Richtung zeigte, aus der ich gekommen war.

Miranda hatte bereits die Tür geöffnet. Auch ich verließ den Wagen.

Meine Waffen trug ich griffbereit bei mir und hatte auch den Bumerang mitgenommen. Er steckte so, daß meine Lederjacke ihn verdeckte.

Die Sonne war nicht mehr zu sehen. Dafür hatte die Kühle zugenommen. Der Wind blies uns den fauligen Gestank des Moores entgegen. Aus der Ferne, wo die Themse sich durch das Bett wälzte, hörte ich das Tuten einer Schiffssirene.

»Ein Haus sehe ich nicht!«

Miranda deutete irgendwohin. »Sie werden es schon bald entdecken, Mr. Sinclair.«

»Da bin ich gespannt.«

»Das können Sie auch.«

Wie schon erwähnt, die Fläche war nicht mehr so glatt, und Miranda führte mich zunächst über einen schmalen Pfad, der für den Bentley nicht geeignet gewesen wäre.

Unsere Schritte hörten wir zwar, aber auch die anderen Geräusche des Sumpfes. Das Quaken fatter Kröten, das geheimnisvolle Blubbern der Teiche, auf deren Oberflächen Gasblasen zerplatzten, und wir vernahmen auch ein Platschen oder Klatschen, das immer dann entstand, wenn Tiere in das mit Algen überdeckte Wasser sprangen.

Eine noch intakte Welt, durch die wir schritten. Der Weg wurde noch morastiger. Ich sank manchmal bis zu den Knöcheln ein und

war froh, strapazierfähige Schuhe angezogen zu haben.

Miranda sprach nicht. Sie schritt zügig aus, ohne zu zögern. Ein Beweis, wie gut sie sich in dieser sumpfigen Gegend auskannte.

Wir überquerten einen dieser kleinen Hügel, mußten ihn an der anderen Seite wieder hinab und stoppten überrascht. Ich war zuerst stehengeblieben.

Mein Blick war auf das Haus gefallen.

Es existierte tatsächlich, und ich wunderte mich nicht schlecht. In den Bergen habe ich des öfteren Häuser gesehen, die mit der Rückfront in den Berg gebaut waren.

Hier hatte sich der Erbauer diese Methode abgeguckt, denn das Haus stand mit der Rückseite zum Hang hin, so daß ich aufs Dach schauen konnte.

Es bestand natürlich nicht aus Schindeln, man hatte es der Umgebung angepaßt. Rohre, Äste, Flechten und dickes Moos sowie Gras waren eine Verbindung eingegangen, die das Innere der Sumpfhütte auch vor einem Platzregen schützte.

Fast ein Öko-Haus, und ich war gespannt, wie es darin aussehen würde.

Miranda hatte auch weiterhin die Führung nicht abgegeben. Über einen Trampelpfad schritten wir quasi um den Innenrand der Mulde herum, um uns dem Haus von der Vorderseite nähern zu können.

Es war gar nicht mal so klein. Auch zum Bau des Untergestells waren natürliche Materialien verwendet worden. Holz, Flechten, Gras und Moos. Aber eine Tür entdeckte ich nicht, dafür kleine Fenster, deren äußere Umrandung aus dicken Ästen bestand.

Eine Tür gab es auch nicht. Um in das Haus hineinzugehen, mußte ein aus einem sackähnlichen Material bestehender Vorhang zur Seite geschoben werden. Der Eingang wurde ebenfalls von dickeren Ästen, die bis hoch zum Dach reichten, abgestützt.

»Wer hat diese Hütte gebaut?« fragte ich das Mädchen.

»Das ist doch egal.«

Ich mußte mich wohl oder übel mit der Antwort zufriedengeben und konnte zuschauen, wie Miranda den Vorhang zur Seite schob, damit ich den nötigen Platz bekam.

»Warten Sie noch«, sagte sie, als ich an der »Tür« stand. »Ich mache nur Licht.«

Es war klar, daß es keinen elektrischen Strom gab. Miranda verließ sich auf einige Kerzen, die sie im Raum verteilt hatte und deren Dochte nun angezündet wurden. Schon bald flackerte der erste Schein auf. Milchig-rötliches Licht, das in der Dunkelheit nur kleine Lichtinseln schuf.

»Jetzt können Sie kommen.«

Ich kam, zog den Kopf ein und ließ ihn auch so, denn für mich war der Raum zu niedrig. Als ich mich normal hinstellte, schabte ich schon mit dem Haaransatz unter der Decke entlang und wunderte mich zum erstenmal über die Einrichtung.

Man konnte sie als gemütlich bezeichnen. Sogar eine Feuerstelle aus Steinen war vorhanden, und darüber entdeckte ich das Loch, wo der Rauch abziehen konnte.

Als Einrichtungsgegenstände dienten Rattan-Möbel, und die waren sicherlich aus dem Katalog gekauft und nicht selbst angefertigt worden.

In der Nähe des Kamins befand sich eine Schlafstelle. Ein einfaches Lager mit einer Woldecke darauf.

Ich nickte irgendwie bewundernd und sah, daß Miranda schon Platz genommen hatte.

»Sie können sich auch setzen.«

Ihr gegenüber ließ ich mich nieder. Zwischen uns stand ein schmaler Tisch, und ich saß mit dem Rücken zum Kamin. Kaum hatte ich die Stuhlfläche berührt, als Miranda ihre Arme hochnahm und ich zurückzuckte, denn über ihre Hände und die Unterarme ringelten sich

zwei Schlangen. Sumpffottern oder ähnliches.

Ich holte tief Luft.

»Haben Sie Angst?« fragte das Mädchen.

»Nicht direkt, ich wußte nur nicht, daß Sie sich solche Haustiere halten.«

Sie hob die Schultern, beugte sich zur Seite und sorgte so dafür, daß sich die Schlangen auf dem Boden, der aus festgestampfter, aber feuchter Erde bestand, weiterbewegten.

Mochte Miranda auch noch so nett und naiv aussehen, mir paßte die Lage trotzdem nicht, und ich stellte meine erste gezielte Frage: »Was wollen Sie von mir? Ich habe Ihre Bedingungen erfüllt, bin allein zu Ihnen gekommen, jetzt sind Sie an der Reihe.«

Eine konkrete Antwort bekam ich nicht. Statt dessen schaute sie mir direkt ins Gesicht und fragte mit leiser Stimme: »Sind Sie der Mann mit dem Kreuz?«

Das überraschte mich. »Ja, der bin ich.«

»Dann hat sich meine Mutter nicht geirrt.«

»Ach, Sie haben noch eine Mutter.«

»Ja, und einen Vater. Aber meine Mutter ist verstorben.«

Ich runzelte die Stirn, hob eine Hand und den Zeigefinger. »Augenblick mal. Sie haben mir eben gesagt, daß ihre Mutter nicht mehr lebt. Ist das so?«

»Ja.«

»Und trotzdem haben Sie Kontakt?«

»So ist es.«

Da sie nichts mehr hinzufügte, fragte ich sie, ob sie sich nicht näher dazu äußern wollte.

»Ich sehe sie hin und wieder, und sie hat mich auch gewarnt, daß Sie der Mann sind, der das Kreuz besitzt.«

»Wie schön. Jetzt sitze ich hier vor Ihnen, und Sie überlegen, was Sie mit mir anstellen sollen?«

»Nein, das weiß ich schon.«

»Und was?«

»Ich werde Sie töten!«

\*\*\*

Ach, wie nett, wollte ich sagen, verschluckte den Satz aber, denn das Gesicht des Mädchens sagte mir, daß es Miranda verdammt ernst bei dieser Antwort gewesen war.

Nun hatte man mir schon des öfteren diese Dinge an den Kopf geworfen.

Von Killern, von Dämonen, sogar der Teufel höchstpersönlich hatte mir mehrmals den Tod versprochen, aber diese Worte aus dem Mund eines so verschüchtert wirkenden Mädchens zu hören, war ziemlich neu für mich.

»Sie wollen mich töten?«

Miranda blickte mich an. Ihre Pupillen reflektierten das Licht einer Kerze.

Dabei verschwammen sie zu geheimnisvollen, grünroten, winzigen Seen, und die Lippen begannen zu zucken.

»Ich nicht persönlich, Mr. Sinclair. Das übernehmen andere.«

»Sie haben also noch Helfer?«

»Natürlich.«

»Darf ich raten, welche?« Da sie keine Antwort gab, redete ich weiter.

»Ein Vampir, ein Werwolf, ein Zyklop...«

»Halt, Mr. Sinclair! Ihre Antwort hat mir endgültig bewiesen, daß Sie der Richtige sind.«

»Das war doch klar.«

»Aber jetzt erst richtig.«

»Einigen wir uns darauf, daß Sie mich töten lassen wollen. Nur habe ich bisher von den vieren nichts gesehen.«

»Sie werden noch kommen.«

Ich mußte lächeln. »Dann soll ich wohl auf meinen Tod warten — oder?«

»Ja.«

»Glauben Sie im Ernst, daß ich mich darauf einlasse? Das können Sie nicht verlangen.«

»Sie müssen sich meinen Wünschen fügen.«

Das Mädchen sprach sehr sicher. Sogar so sicher, daß ich das Gefühl hatte, bei ihr noch einen weiteren Trumpf in der Hinterhand zu finden, und ich wartete darauf, daß sie ihn freiließ. Statt dessen beugte sie sich vor. »Mr. Sinclair, ich habe nichts persönlich gegen Sie, aber Sie hätten niemals unsere Kreise stören dürfen. Ich habe sehr an meiner Mutter gehangen, und sie hat mir schon zu ihren Lebzeiten versprochen, daß sie, sollte sie einmal früh sterben, mit mir Kontakt aufnehmen würde. Sie hat es getan, Mr. Sinclair. Durch den Spiegel, der sich auch für ihren Tod verantwortlich zeigte...« Ich erfuhr anschließend die Geschichte, wie Claudia Morton ums Leben gekommen war.

»Und weiter?« fragte ich, als ich sah, daß Miranda eine kleine Pause einlegen wollte.

»Als der erste Schmerz über den Tod meiner Mutter verglüht war, nahm ich mir die Zeit, die Scherben zu sammeln und versuchte, den Spiegel wieder zusammenzusetzen. Mit Erfolg. Es war eine harte, mühevollen Arbeit, aber ich mußte das Versprechen, das ich meiner Mutter auf dem Sterbebett gegeben hatte, einlösen. Dann versteckte ich den Spiegel in meinem Zimmer. Er befindet sich jetzt auf der Innentür meines Kleiderschranks, und durch ihn habe ich wieder Kontakt zu meiner Mutter bekommen.«

»Wie geschieht das?«

Miranda beugte sich vor. »Ich öffne die Tür, trete bis dicht vor den Spiegel und berühre ihn. Er ist magisch aufgeladen, und meine Mutter, im jenseits sitzend, bemerkt, wenn ich mich melde. Sie

erscheint in der Spiegelfläche und spricht mit mir.«

Das war bestimmt nicht gelogen, weil ich ähnliche Spiegel kannte. Es gab welche, die konnte man als Dimensionstore bezeichnen. Wer durch einen solchen Spiegel, dessen Flächen meist aus einem weichen, nachgiebigen Material bestanden, schritt, wurde von einer fremden Welt und auch einer fremden Zeit umfassen.

Um einen solchen oder ähnlichen Spiegel mußte es sich auch bei Miranda handeln.

»Kann Ihre Mutter auch wieder in die normale Welt zurückkehren?« fragte ich.

Betrübt schüttelte Miranda den Kopf. »Das ist Claudia, ich nenne sie immer beim Vornamen, leider nicht möglich. Sie bleibt in ihrer Welt gefangen. Sie kann sie nicht verlassen, aber sie steht mir trotz allem immer bei.«

»Ja, indem sie die Monstren schickt.«

»Auch das.«

»Hat sie das jetzt wieder getan?«

Miranda Morton schüttelte den Kopf. »Nein, noch nicht. Wir müssen warten, bis sich die Dämmerung über das Land gelegt hat, Mr. Sinclair.«

Ich zwinkerte ihr zu. »Glauben Sie wirklich, daß ich solange hier in dieser Bude bleibe?«

»Es wird Ihnen wohl nichts anderes übrigbleiben«, erwiderte sie mit einem geheimnisvollen Lächeln.

Dieses Lächeln machte mich stutzig. Ich warf ihr noch einen Blick zu und sah, daß sie völlig normal, sogar entspannt in ihrem Sessel hockte, still vor sich hin schmunzelte und mich gewähren ließ.

Dieses Mädchen war raffinierter als zehn gefährliche Dämonen zusammen.

Ich war ein Mensch, der immer alles genau bis ins kleinste Detail wissen wollte.

Rasch ging ich zum Ausgang. In der Hütte lauerte die Gefahr nicht, wenn sie tatsächlich vorhanden war, dann im Umfeld.

So schnell wie ich gegangen war, so hastig stoppte ich auch wieder, denn auf der Türschwelle erkannte ich, daß sich die Umgebung verändert hatte.

Nach wie vor zeigte sie die gleiche Skala an Farben, aber der Boden war nicht mehr zu betreten.

Um die Hütte herum befand sich ein auf seiner Oberfläche dunkel schimmernder Sumpfsee, der jeden Gegenstand, der mit ihm in Berührung kam, gnadenlos in die Tiefe saugen würde.

Auch mich...

\*\*\*

Jetzt saß ich tatsächlich in der Falle und spürte auch den Schweiß, der sich auf meinem Nacken gebildet hatte. Vielleicht hätte ich doch auf Suko hören sollen. Jetzt blieb mir aber nicht anderes übrig, als mich mit meinem Schicksal abzufinden.

»Sie sagen ja nichts, Mr. Sinclair!« vernahm ich die leicht spöttisch klingende Stimme des Mädchens hinter mir.

Ich drehte mich um.

Miranda hatte sich nach wie vor nicht vom Fleck gelöst. Sie saß wie festgeleimt auf dem Stuhl. Ihr Gesicht wurde vom Schein der Kerzen umschmeichelt und hatte einen geheimnisvollen und irgendwie unergründlichen Ausdruck bekommen.

Ich hob die Schultern. »Was soll ich Ihnen erzählen?«

»Von einer veränderten Landschaft, zum Beispiel.«

»Ich habe sie gesehen.«

»Und?«

Mit der Antwort ließ ich mir Zeit. Auf meinem Weg zum Platz ringelte eine der beiden Schlangen fast über meine Fußspitzen. »Ich muß ehrlich sagen, daß ich Sie unterschätzt habe.«

»Nicht mich. Meine Mutter.«



»Ist sie auch hier?«

»Nein, aber sie hat für diese Veränderung gesorgt. Dieses Haus im Sumpf ist ein kleines Refugium. Ich ziehe mich gern hierher zurück, weil ich weiß, daß Mutter ihre schützenden Hände über mich hält. Sie hat es bewiesen.«

»Das stimmt allerdings.«

Mit einer lässig anmutenden Bewegung schleuderte das Mädchen ihre blonden Haare zurück. »Darf ich Ihnen, Mr. Sinclair, vielleicht etwas anbieten?«

Ich schüttelte den Kopf. »Auch wenn es der beste Whisky wäre, Mädchen, ich traue Ihnen nicht über den Weg.«

»Das ist Ihre Sache.« Sie lächelte. »Wissen Sie denn schon, wie es weitergehen wird?«

»Ich kann es mir denken.«

»Und wie?«

»Wahrscheinlich werden wir auf Ihre Freunde warten.«

»Sehr richtig, Mr. Sinclair. Ihnen wird sich Mirandas Monsterwelt voll erschließen...«

\*\*\*

Der Mann war Suko schon avisiert worden, und als Glenda ihn in das Office brachte und noch einmal den Namen des Besuchers erwähnte, konnte der Inspektor trotzdem nichts damit anfangen, denn einen Percy Morton kannte er nicht.

Suko blieb höflich, wies dem Besucher einen Platz an, und Glenda brachte einen Kaffee.

»Womit kann ich Ihnen helfen?« fragte der Chineser. Sein Besucher mußte irgend etwas mit der Fliegerei zu tun haben, da er eine Uniform der British Airways trug. Sein braunes Haar war gescheitelt. Hier und da schimmerten ein paar graue Haare. Daß der Mann Sorgen hatte, sah Suko ihm an, zudem spielten die Finger seines Besuchers auch mit dem Rand der Mütze, die er auf seinen

Schoß gelegt hatte.

Suko wollte ihm eine Brücke bauen. »Sie wissen nicht, wie Sie anfangen sollen, Sir?«

»So ist es.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an. Reden Sie frei von der Leber weg!«

Das tat der Mann dann auch. Er sprach nicht sehr flüssig, aber die Geschichte, die an sich nicht viel hergab, riß Suko trotzdem fast vom Stuhl. Er wollte nicht an einen Zufall glauben, das mußte einfach das Schicksal gewesen sein, das die Weichen gestellt hatte.

»Sie kommen also wegen Ihrer Tochter Miranda zu uns«, faßte der Inspektor zusammen.

»Im Prinzip ja.«

Suko lächelte und nahm einen Bleistift auf. »Dann sind Sie bei uns genau richtig, denn wir beschäftigen uns bereits mit dem Fall. Das heißt, mein Kollege John Sinclair und ich.«

Dem guten Percy Morton stand vor Staunen der Mund offen. »Was Sie nicht sagen? Stimmt das?«

»Und wieso?«

Suko wollte ihm den Grund nicht einfach erklären. Er lehnte sich statt dessen zurück und fragte: »Sagen Sie mal, Mr. Morton, hatte Ihre Tochter vielleicht Halluzinationen?«

»Hm.« Morton überlegte. »Könnte ich nicht behaupten. Was sie erlebte, war schon echt.«

»Was haben Sie denn genau gesehen?«

»Ich erzählte Ihnen doch schon. Nicht sehr viel. Ich sah ein grünes Licht, hörte einen Schrei und hatte das Gefühl, mich in einem Film von Spielberg zu befinden. Dann bekam ich einen regelrechten Hieb, ohne daß ich von einem Gegenstand getroffen worden wäre. Aber dieser Schlag trieb mich bis gegen die andere Gangwand. Ich bin dann geflohen und sogar die Treppe hinuntergefallen.«

»Aber mit Ihrer Tochter sprachen Sie nicht mehr?«

»Nein, erst heute morgen beim Frühstück.« Er hob die Schultern.

»Ich traute mich nicht, das Thema anzuschneiden, da bin ich ehrlich. Vielleicht hätte sie mich ausgelacht. Nur während des Dienstes kamen mir Bedenken, als ich näher über Mirandas Verhalten nachdachte.«

»Jetzt ist sie zu Hause?«

»Ja.«

»Das glaube ich nicht.«

»Wie können Sie das behaupten?«

»Weil sich Ihre Tochter mit meinem Kollegen John Sinclair treffen wollte. Kennen Sie das Swamp Areal?«

»Natürlich. Da hab' ich mal ein kleines Haus gebaut, weil ich ein Freund dieser Landschaft bin. Weshalb fragen Sie? Soll das etwa der Treffpunkt sein?«

»Sie haben es erfaßt, Mr. Morton.« Der Mann stand auf und holte ein Tuch hervor. Damit wischte er sich den Schweiß aus dem Gesicht.

Suko ließ ihn auch zum Fenster gehen. Morton schaute nach draußen und schüttelte immer wieder den Kopf. »Ich kann es nicht fassen. Es ist unwahrscheinlich. Ich traue mich nicht einmal, den Hörer hochzunehmen und die eigene Tochter anzurufen, um zu erfahren, wer von uns beiden recht hat.«

»Sie sollten sich aber trauen.« Da Percy Morton nicht reagierte, hob Suko den Hörer ab und reichte ihn dem Mann rüber. Der stand noch zögernd am Fenster. »Bitte, sagen Sie mir die Nummer!«

Morton flüsterte sie, und Suko tippte die Zahlen in die Tastatur. Er wollte warten, bis abgehoben wurde, aber an der anderen Seite tat sich nichts.

Die Leitung blieb tot.

»Sie ist nicht zu Hause«, hauchte Mirandas Vater. »So sieht es

aus.«

Percy Morton holte tief durch die Nase Luft. »Und was machen wir jetzt?« fragte er.

»Da gibt es zwei Möglichkeiten. Wir könnten in den Sumpf fahren oder uns in Ihrem Haus umsehen. Was ist Ihnen am liebsten?«

»Keines der beiden.«

»Ich würde vorschlagen, daß wir zu Ihnen fahren, Mr. Morton. Vielleicht finden wir Spuren im Zimmer Ihrer Tochter. Da muß es doch Hinweise geben.«

»Möglich.«

Der Chinese legte seinen Arm auf die Schulter des Mannes und drängte den Besucher zur Tür. »Kommen Sie, Zeit sollten wir jetzt keine mehr verlieren!«

Glenda bekam noch Bescheid, wo Suko mit seinem Besucher zu finden war, dann verließen sie das Büro und fuhren mit dem Lift nach unten.

»Wir können meinen Wagen nehmen«, erklärte Morton. »Ich habe ihn in der Nähe abgestellt.«

»Wollen Sie auch fahren?«

»Das schaffe ich schon.«

Die Männer stiegen in den blauen Mazda. Suko schnallte sich fest und war gespannt, was ihm die folgende Stunde bringen würde. Es dauerte einige Zeit, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Die Mortons wohnten in einer ruhigen Straße und dennoch citynah. Hier kannte jeder den anderen, und der Mann wurde begrüßt, als er ausstieg. »Ihre Tochter ist aber nicht da«, sagte eine Nachbarin.

Morton blieb stehen. »Wissen Sie das genau?«

»Natürlich. Ich habe Sie doch weggehen sehen.«

»Vielleicht ist sie in der Zwischenzeit zurückgekehrt.«

Die bebrillte Dame mit der grauen Lockenfrisur lächelte breit. »Nein, das hätte ich alles gesehen, darauf können Sie sich

verlassen.«

»Ja, natürlich, Sie haben Ihre Augen ja überall.«

Die beiden Männer kümmerten sich nicht mehr um die neugierige Nachbarin und gingen über den schmalen Vorgartenweg bis zum Haus, wo Percy Morton den Schlüssel aus der Tasche holte, ihn ins Schloß schob und die Tür langsam nach innen drückte.

Suko hatte längst bemerkt, daß Percy in den letzten Minuten immer nervöser geworden war. Seine Vorstellungswelt hatte sich verändert, sie war zusammengebrochen wie ein Kartenhaus, und der Inspektor tat das einzig Richtige. Er schob den Mann zur Seite und sagte: »Lassen Sie mich das machen.«

Morton widersprach nicht. Ihm war alles recht. Die Nachbarin schaute noch immer. Sie hatte sich schräg hingestellt und verrenkte sich fast den Hals.

Im Haus war es still, und es wurde auch düster, als Suko die Tür hinter ihnen zudrückte.

Das normale Ticken einer Uhr drang an ihre Ohren, zudem das leise Summen des Digitalradios, und Morton flüsterte dem Chinesen zu: »Ich werde es mal versuchen.«

»Was?«

»Ich möchte sie rufen.«

Suko hatte nichts dagegen, und er hörte zu, wie Morton den Namen seiner Tochter in das Treppenhaus hochrief.

Eine Antwort bekam er nicht.

An der Treppe blieb Percy stehen und hob die Schultern. »Es tut mir leid. Sie ist tatsächlich nicht da.«

»Das wußte ich.« Suko deutete nach vorn. »Lassen Sie uns nach oben gehen. Ihr Zimmer wartet.«

»Sie wollen es durchsuchen?«

»Natürlich.«

»Und dann?«

Suko lächelte. »Ich bin Polizist, ein Tüftler, ein Sucher nach Hinweisen. Schon die kleinste Spur kann von ungeheurer Wichtigkeit sein. Verstehen Sie?«

»Ja, es kam mir noch ungewöhnlich vor. Selbst als Vater ging ich nie, ohne zuvor anzuklopfen, in das Zimmer meiner Tochter. Jetzt ist sogar ein Fremder dabei.«

»Vergessen Sie nicht, Mr. Morton, daß Sie es gewesen sind, der uns alarmiert hat.«

»Schon, aber ich dachte nur.«

Das Gespräch der beiden Männer hatte auf der Treppe stattgefunden, die sie hochschritten. Auch in der folgenden Etage lastete die Stille.

Suko, ein sehr sensibler Mensch, bezeichnete dieses Haus als normal, somit nicht vom Satan besetzt. Das Böse hätte er gespürt.

»Halt!«

Morton hatte nur geflüstert, und Suko verhielt seinen Schritt vor einer hell gestrichenen Tür. Sie war verschlossen, aber nicht abgeschlossen. Als der Chinese die Klinke nach unten drückte, schwang die Tür nach innen.

Zögernd betrat er den Raum.

Percy Morton hielt sich dicht hinter ihm. Suko spürte den warmen Atem des Mannes im Nacken. Er schaute über die Schulter zurück. Das verzerrte Lächeln auf Mortons Gesicht sprach von dessen Nervosität.

In der Mitte des Raumes blieb Suko stehen. »Nun? Fällt Ihnen etwas auf, Mr. Morton?«

»Nein.« Percy schaute sich um. »Das ist alles so normal. Als wäre sie eben nach unten gegangen, um gleich wieder hochzukommen.«

Der Ansicht war auch Suko, dessen Blicke durch den Raum glitten. Da wies nichts auf einen überhasteten Aufbruch hin. Man konnte das Zimmer als aufgeräumt bezeichnen. Auf dem Bett lagen bunte Kissen,

an den Wänden hingen moderne Bilder, Blumen standen in einer schlanken Glasvase, die Vorhänge waren zugezogen, und dies machte den Inspektor mißtrauisch.

Er deutete auf den intensiv blauen Stoff der Vorhänge. »Sagen Sie, Mr. Morton, fällt Ihnen da nichts auf?«

»Ja, es ist ungewöhnlich. Ich meine, am Tage zieht man nicht die Vorhänge zu.«

»Eben.« Suko nickte. »Was mir wiederum beweist, daß Ihre Tochter unter Umständen etwas vorgehabt hat, bei dem sie keinesfalls beobachtet werden wollte.«

Percy lächelte schief. »Wenn Sie Miranda kennen würden, könnten Sie sich so etwas kaum vorstellen. Das traut man ihr einfach nicht zu.«

»Und doch muß es so gewesen sein.« Suko schritt an Morton vorbei und ging auf den Schrank zu.

»Wollen Sie ihn durchsuchen, Sir?«

»Das hatte ich vor.«

Percy schluckte. »Ich habe das Gefühl, als würde meine Tochter wie eine Gesetzesbrecherin behandelt.«

»Das stimmt nicht. Wir müssen aber auf Nummer Sicher gehen. Wenn mich nicht alles täuscht, besitzt Miranda eine Begabung, die für uns alle gefährlich werden kann.« Suko hatte den anderen während seiner Worte angeschaut und sah dessen Nicken. Dann schränkte er ein. »Ich meine, auch Sie können den Schrank öffnen, wenn es Ihnen lieber ist.«

»Machen Sie das.«

Suko tat es auch nicht gern, doch es war seine Pflicht. Irgendwo, da war er sicher, mußte es einfach einen Hinweis oder eine Spur geben, die ihn in die andere Welt der Magie führte.

Er öffnete die eine Türhälfte. Sie ließ sich leicht aufziehen, und er schaute auf die zahlreichen Kleider, die auf den Bügeln hingen.

Auf dem Schrankboden entdeckte Suko Schuhe, über den Kleidern im Fach der Ablage lagen Pullover und T-Shirts.

Morton kam näher. »Alles normal, nicht?«

»Ja.«

»Ich wußte es doch, Sir. Ich habe es wirklich genau gewußt. Alles ist ein Hirngespinnst. Meine Tochter...«

»Warten Sie ab, Mr. Morton«, erklärte Suko und schloß die eine Schrankhälfte, um sich der nächsten zuzuwenden. Als er sie öffnen wollte, mußte er leider feststellen, daß es nicht klappte.

»Verschlossen«, murmelte er. »Ist das normal, Mr. Morton?«

Der Mann schaute auf Suko, sah auf den Schrank und schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht normal.«

»Habe ich mir gedacht. Dann hatte Ihre Tochter keine Geheimnisse vor Ihnen?«

»Wie sollte sie?«

Suko lächelte. »Es war nur eine Frage, der ich jedoch auf den Grund gehen möchte. Deshalb werde ich die Schranktür aufbrechen.«

Morton wollte widersprechen. Er verschluckte die Worte aber und nickte nur.

Zuviel zerstören wollte der Inspektor nicht. Er schaute sich deshalb die Tür genau an und ließ auch über das Schloß seine Blicke gleiten. Dabei stellte er fest, daß es keine Spezialanfertigung war und er es normal öffnen konnte, wenn er ein wenig geschickt war.

Suko holte ein bestimmtes schmales Werkzeug hervor, und es dauerte nur wenige Sekunden, da hatte er das Schloß offen.

Behutsam zog er die Tür auf. Wenn sie verschlossen gewesen war, mußte sie etwas verborgen gehabt haben. Einen ersten Blick riskierte Suko in den Schrank, und ihm fiel abermals nichts auf, so daß er schließlich die Tür bis zum Anschlag aufriß.

»Meine Güte!«

Morton hatte die beiden Worte gerufen. Suko schaute ihn an und sah



einen zitternd dastehenden Mann, der einen Arm halb erhoben und ausgestreckt hatte, wobei sein Zeigefinger auf den Spiegel wies, der an der Innenseite der Tür befestigt war.

»Was ist denn?« fragte Suko.

»Der... der Spiegel«, ächzte Percy Morton. »Das genau ist die Lösung. Das ist das Grauen...« Der Mann schluchzte auf und drehte sich zur Seite. Er konnte nicht mehr hinschauen, dafür sah Suko sich den Gegenstand an. Man konnte ihn im Prinzip als völlig normal bezeichnen, auch wenn er irgendwann einmal zerbrochen gewesen sein mußte, denn jemand hatte die einzelnen Teile wieder zusammengefügt und natürlich keine original glatte Fläche schaffen können. Ein Puzzle-Muster war noch immer zu sehen, aber dieser Spiegel mußte der Schlüssel zu dem Fall sein.

Die Tür ließ Suko offen, als er zu Morton ging, der nachdenklich in einem der beiden hellen Kiefernessel saß.

»Was haben Sie?« fragte Suko.

»Mein Gott, dieser Schrank!« Keuchend holte Morton Luft. »Dieser verdammte Spiegel... ich werde noch verrückt. Ich habe es geahnt, ich habe es aber nie gewußt...«

»Was ist mit dem Spiegel?«

»Habe ich Ihnen nicht erzählt, wie meine Frau ums Leben gekommen ist?«

»Nein, bisher nicht.«

Morton drehte sich, so daß er jetzt auf die Schranktür schauen konnte.

»Dieser Spiegel ist ein Killer. Er...er ist dafür verantwortlich, daß ich meine Frau verlor.«

»Wieso?«

»Sie fiel hinein«, flüsterte Percy. »Einfach so kippte sie in die Glasfläche. Noch heute höre ich es klirren und ihre Schreie. Ich kam zu spät oder fast nicht. Ich weiß auch nicht mehr. Ich weiß nicht

einmal, ob ich sie noch schreien gehört habe.« Er war jetzt durcheinander. Suko gab dem Mann Zeit, sich zu fangen und forderte ihn dann auf, weiterzureden.

»Ja«, sagte er. »Es ist passiert. Eine Scherbe des Spiegels durchstieß Claudias Kehle. Sie tötete grausam...«

Suko nickte. Allmählich lüftete sich der Vorhang ein wenig. Er fragte weiter: »Und das ist der gleiche Spiegel?«

»Wenn ich es Ihnen sage.«

»Weshalb haben Sie ihn wieder zusammengebaut?«

Der Mann lachte auf. »Ich?« schrie er. »Ich soll ihn wieder zusammengebaut haben? Das glaube ich nicht. Das kann ich nicht glauben. Ich habe es auch nicht getan. Es war Miranda, meine Tochter, die nicht von dem Spiegel lassen konnte. Sie hat die einzelnen Scherben gesammelt und mir nie erklärt, wozu. Erst heute sehe ich den Spiegel. Ich habe nicht gewußt, daß er überhaupt existierte...«

»Kennen Sie den Grund für den erneuten Zusammenbau des Spiegels?« fragte Suko.

»Nein.«

»Sie kennen ihn wirklich nicht?«

»Wie sollte ich denn. Ich hatte keinen Kontakt mehr zu diesen Dingen. Ich wollte mit diesem Mord nichts zu tun haben. Können Sie das nicht begreifen?«

»Natürlich, Mr. Morton. Nur müssen wir uns jetzt den Tatsachen stellen. Der Spiegel ist eine Tatsache. Ich gehe davon aus, daß Ihre Tochter ihn nicht ohne Grund wieder zusammengebastelt hat.«

»Sicher.«

»Können Sie sich einen denken?«

»Nein.«

»Sie wissen nichts von irgendwelchen Geheimnissen, die Spiegel besitzen können?«

»Woher denn?« Er stand auf. »Gibt es denn so etwas?«

»Das kann man wohl sagen.« Auch Suko blieb nicht länger sitzen.

»Wo wollen Sie hin, Sir?«

»Mir den Spiegel genauer anschauen.«

»Das ist doch...«

»Lassen Sie mal, und bleiben Sie, wo Sie sind, Mr. Morton. Ich habe meine Erfahrungen mit Spiegeln.« Suko stellte die Tür so hin, daß sie einen rechten Winkel zum Schrank bildete und er sich vor dem Spiegel auch gut bewegen konnte.

Sich selbst sah er ebenfalls. Nicht so scharf konturiert, durch die einzelnen Bruchstellen verzerrt, aber auch wesentlich blasser in der Abbildung, als würde über der normalen Spiegelfläche ein leichter Schleier liegen.

War das natürlich?

Kaum, aber möglich, denn Suko hatte seine Erfahrungen mit Spiegeln gemacht. Wie sein Freund John Sinclair wußte auch er, daß es Spiegel gab, die gewissermaßen das Tor in eine andere Welt darstellten. Durch sie konnte man in fremde, unheimliche Dimensionen gelangen. Ob dieser Spiegel hier das gleiche Phänomen aufwies?

Suko betastete die Fläche. Zehn Fingerkuppen preßte er auf die vordere Seite und bewegte die Hände kreisförmig hin und her, damit er möglichst viel von der Gesamtfläche ertasten konnte.

Sie war anders als die eines normalen Spiegels. Zwar nicht weich oder so durchlässig, daß Sukos Hände in einer anderen Dimension verschwunden wären, aber sie besaß doch eine innere Wärme, als würde sie von der Rückseite her leicht angeheizt.

»Finden Sie etwas?« fragte Percy.

»Ich versuche es.«

Percy war still. Suko konnte sich weiter konzentrieren, tastete jede Ecke der Fläche ab und hob schließlich die Schultern. So erreichte

er nichts, aber er wollte es auf eine andere Art und Weise versuchen. In den letzten Sekunden war er einfach das Gefühl nicht losgeworden, beobachtet zu werden. Nicht von Percy Morton, das war normal, es gab einen anderen, der ihn nicht aus den Augen ließ. Und dieser andere war für Suko nicht sichtbar, er mußte irgendwo im Verborgenen lauern und von dort aus zuschlagen.

Möglicherweise aus einer anderen Dimension.

Suko holte seine Beretta hervor und richtete die Mündung auf die Spiegelfläche. Wenn er tatsächlich beobachtet wurde, mußte der Unbekannte auch sehen, daß er die Waffe gezogen hatte. Zudem machte der Inspektor einen entschlossenen Eindruck.

Er streckte den Arm vor.

Das gefiel Percy Morton überhaupt nicht. »Sie wollen den Spiegel doch nicht zerstören!«

»Wenn es sein muß...«

»Aber weshalb? Das ist...« Er legte seine Hand auf Sukos rechte Schulter. »Nein, bitte...«

»Lassen Sie mich! Ich...«

Beide schwiegen plötzlich, der andere, der Unsichtbare, der tatsächlich alles beobachtet hatte, handelte plötzlich. Tief innerhalb der Spiegelfläche entstand ein grünes Licht. Es konzentrierte sich auf einen ovalen Umriß, der nie ruhig blieb, sondern aus der Tiefe des Spiegels nach vorn drang, ohne seine Form großartig zu verändern.

»Was ist das denn?« hauchte Percy Morton. »So hat auch das grüne Licht geleuchtet, das ich sah, als ich das Zimmer hier betrat.«

»Ich weiß es noch nicht.«

Eine Antwort gab das grüne Licht selbst, denn innerhalb einer kaum meßbaren Zeitspanne veränderte es sich. Es zerplatzte förmlich, stieß nach vorn, breitete sich aus, und beide Männer schauten in das Gesicht einer Frau.

Percy begann zu schreien, und Suko hatte Mühe, das Wort zu

verstehen. »Claudia. Es ist Claudia, meine Frau. Eine Tote...!«

\*\*\*

Mirandas Monsterwelt!

Ich dachte über die beiden Worte nach. Sie waren nicht schlecht gewählt.

Dieser Begriff konnte sogar als voll zutreffend bezeichnet werden. Aber das Mädchen hatte mich damit nicht so geschockt, wie es vielleicht von ihr gewünscht worden war, da ich ihre Monstren bereits im Traum gesehen hatte.

Sie saß da und lächelte. Manchmal zwinkerte sie mir zu, und sie fragte nach einer Weile. »Nun, Mr. Sinclair, was sagen Sie jetzt?«

»Die Falle ist zu.«

»Richtig. Und nur ich bin in der Lage, sie wieder aufzulösen. Aber das werde ich nicht. Erst wenn der Sumpf Ihre Überreste geschluckt hat, wird er so wie immer sein.«

Ich legte meine Stirn in Falten. »Und damit, so meinen Sie, kommen Sie auch durch?«

»Das hoffe ich.«

»Ich nicht.«

Miranda legte ihre Hände auf den Tisch und drückte die beiden Flächen gegeneinander. »Sie haben mich gestört. Mich und meine Mutter. Aber wir gehören zusammen und haben uns gegenseitig versprochen, uns immer zu helfen. Begreifen Sie das?«

»Klar. Ich finde es sogar gut. Jedes Kind sollte seinen Eltern helfen und auch umgekehrt. Nur finde ich es nicht gut, wenn andere dabei sterben.«

»Unsere Sache ist so wichtig, da können wir auf Menschen keine Rücksicht nehmen. Außerdem sind Sie uns in die Quere gekommen. Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als die Zeit mit mir zu verbringen und darauf zu warten, daß die Monstren erscheinen. Ich kann Ihnen auch sagen, wer zuerst kommen wird. Der Zyklop, dann

der Werwolf...«

Sie redete zwar noch weiter, doch ich hörte nicht auf sie, weil ich mein Kreuz hervorgeholt hatte. Plötzlich lag es auf meiner Handfläche, und Miranda schaute es an.

Sehr groß wurden ihre Augen. In den grünen Pupillen schien es zu knistern, und ihre Lippen begannen zu zucken. »Nun?« fragte ich. »Ist es das Kreuz, vor dem Sie sich so gefürchtet haben?«

Sie nickte und drückte sich zurück. Steif hockte sie auf dem Stuhl. »Das muß es sein.«

»In der Tat.«

»Und was wollen Sie?«

»Ich werde einen Test machen. Außerdem möchte ich Ihnen beweisen, daß ich nicht so wehrlos bin, wie Sie vielleicht angenommen haben.« Ich stand auf. »Kommen Sie mit?«

Sie überlegte noch. »Wohin denn?«

Ich deutete zum Eingang. »Dorthin. Das Moor oder der Sumpf sind auf magische Art und Weise entstanden. Magie bekämpft man am besten mit Magie. Sie können zuschauen, Miranda, welche der beiden Magien stärker ist. Die Ihre oder die meinige.«

Das Mädchen überlegte. »Und wenn ich nicht will?«

»Ist das Ihre Sache. Dann versuche ich es allein.«

Miranda wußte nicht, wie sie sich entscheiden sollte. Sie schaute auf das Kreuz, sah mich an, blickte zur Tür und mußte auch meine Handbewegung erkennen, mit der ich ihr den Weg wies.

Da schüttelte sie den Kopf.

Ich aber ging zum Eingang. Miranda hatte sich eine gute Zeit ausgesucht. Der Tag verging, die Dämmerung legte sich über das weite Sumpfland, und es erwachten die Kreaturen, die am Tage in einem tiefen Schlaf gelegen hatten.

Der Sumpf lebte.

Da war ein Zirpen und Quaken zu hören. Manchmal auch ein

krächzender Schrei, der über die weite, dunkler werdende und zitternde Fläche hallte und auch meine Ohren traf. Ich entdeckte zwar die Bäume, aber sie waren dabei, allmählich mit der Dunkelheit zu verschmelzen, so daß sie grotesk gespenstische Figuren bildeten, die ängstlichen Gemütern leicht Angst einjagen konnten.

Der gefährliche Sumpf hörte direkt vor meinen Fußspitzen auf. Da befand sich die Grenze, und ich ging in die Knie, um die Oberfläche mit meiner flachen Hand zu berühren.

Das Wasser war kühl, es bot mir jedoch keinen Widerstand, so daß ich die Hand tiefer in die Flüssigkeit drücken konnte.

Noch immer spürte ich keinen Widerstand. Die zähe Masse lauerte unter der Oberfläche auf Opfer, und ich würde mich hüten, tiefer hineinzufassen.

Ich drehte mich im Sitzen um. Miranda war aufgestanden und hatte ihre Arme auf die Tischplatte gestemmt. Sie schaute mir gespannt zu. Ihr Gesicht lag im Schatten. Nur die großen Augen konnte ich noch wie zwei dunkle Knöpfe erkennen.

Ich nickte ihr zu. »Passen Sie auf, Miranda! Mein Kreuz wird gegen Ihre Magie angehen.«

»Ja, versuchen Sie es.«

Noch einmal zeigte ich ihr mein Kreuz. Ich hatte die Silberkette zwischen zwei Finger genommen. Der Talisman selbst baumelte und schwang dicht über der Oberfläche.

Ich ließ ihn tiefer gleiten.

Im nächsten Moment stach er in das Wasser. Der Kontakt war da, ich wollte die Reaktion sehen, aber sie erfolgte nicht. Nur dort, wo ich das Kreuz in den Sumpf hineingetaucht hatte, leuchtete das braunschwarze Brakwasser dicht unter der Oberfläche silbrig auf und verbreitete seinen Schein etwa handbreit aus.

Mehr geschah nicht.

Ich war enttäuscht, und vernahm hinter mir das Lachen der jungen

Miranda Morton. »Na, Mr. Sinclair, so stark ist Ihr Kreuz wohl nicht, daß es die Natur besiegen kann.«

Ich zog es wieder hervor. Einige Tropfen fielen noch herab und klatschten zu Boden. »Es war ein erster Versuch.«

Miranda lachte noch immer. »Und wann erfolgt der zweite?«

»Sie werden es nicht glauben. In wenigen Sekunden.«

Diese so sicher gesprochene Antwort machte sie unsicher. Miranda blieb auch nicht mehr an ihrem Platz. Sie umrundete den Tisch und kam auf mich zu. Ich hatte das Gefühl, als hätte sie sich etwas vorgenommen, denn irgendwie kam mir ihr Gang lauernder vor. »Wie wird dieser zweite Versuch denn aussehen?« wollte sie wissen.

»Das ist ganz einfach. Haben Sie schon erlebt, wie man eine weißmagische Waffe aktiviert?«

»Nein.«

»Dann schauen Sie genau zu, Mädchen!«

Sie war stehengeblieben und schaute mir über die Schulter, um alles genau erkennen zu können. Ich drehte mich im Eingang stehend der Sumpffläche zu, holte noch einmal tief Luft und sprach die alles entscheidende Formel.

»Terra pestem teneto — Salus hic maneto!«

Es waren gerade für diese Magie treffende Worte, und ich hatte sie kaum ausgesprochen, als es geschah.

Die Dunkelheit wurde aufgerissen. Wie das breitgefächerte Licht starker Scheinwerfer glitt ein grünes Licht über die Oberfläche des Sumpfs und erhellte sie mit ihrem geisterhaft fahlen Schein, wobei Büsche, Gras und Krüppelbäume ein noch gespenstischeres Aussehen bekamen und ich das Gefühl hatte, vor einer für alle Ewigkeiten erstarrt dastehenden Landschaft zu hocken.

»Du Hund!«

Ich hatte es mir selbst zuzuschreiben, was in diesem Augenblick



geschah. Nie hätte ich Miranda unterschätzen sollen. Daß ich es doch getan hatte, war ein Fehler.

Der Tritt oder Schlag traf meinen Rücken, und er katapultierte mich nach vorn, genau auf die Sumpffläche zu, die bisher kein Opfer freigegeben hatte...

\*\*\*

»Claudia!«

Noch einmal schrie Percy den Namen seiner Frau, während er Suko zur Seite stieß, weil er auf diesen seltsamen Spiegel schauen wollte, um sie zu sehen.

Eine Tote! Mit einem Gesicht, das lebte! Ihr Mund bewegte sich, und auch die Augen besaßen den Glanz des Lebens. Sie war vorhanden. Sie existierte, sie fühlte, sie nahm Kontakt auf, und das spürte auch Suko. Er hatte sie aus dem Jenseits oder einer Zwischendimension hervorgelockt, weil sie Angst hatte, daß er es tatsächlich wagte, den Spiegel zu zerstören.

Percy Morton war nicht mehr zu halten. Er wäre am liebsten in den Spiegel hineingekrochen, das war nicht möglich, und so klammerte er sich an der Außenkante der Tür fest, wo er allmählich in die Knie rutschte und dumpf aufschlug.

So blieb er.

Suko blickte über seinen Kopf hinweg und in das Gesicht der Frau. Er versuchte, aus den Zügen zu lesen und etwas über das Rätsel in Erfahrung zu bringen, das war nicht möglich. Wenn er es wollte, würde Claudia reden müssen.

Nicht ohne Grund war sie aus diesem Zwischenreich zurückgekehrt und hatte sich gezeigt, aber sie wollte bestimmt nicht dafür sorgen, daß ihr Mann zu ihr kam, deshalb zog Suko Percy Morton trotz Gegenwehr in die Höhe und drückte ihn zurück.

»Aber ich muß zu ihr. Sie ist meine Frau. Ich bin ihr etwas schuldig. Wäre ich dabei gewesen, hätte sie...«

»Sie ist tot!« rief Suko.

»Nein, sie lebt!« Morton streckte seinen Arm aus und deutete auf die Fläche. »Sie lebt, ich sehe sie. Wir haben sie begraben, aber jetzt...«

»Es ist ihr Geist, und er hat sich mit der schwarzen Magie verbunden!« erwiderte Suko. »Begreifen Sie doch endlich!«

Morton wollte etwas antworten, fand jedoch nicht die richtigen Worte, und so sprach Claudia. »Er hat recht«, drang es flüsternd und dennoch verständlich aus dem Spiegel. »Er hat völlig recht, mein lieber Gatte. Ich bin tot, aber ich lebe trotzdem, denn ich existiere in einem Zwischenreich und kann Kontakt zu eurer Welt aufnehmen, denn der Spiegel, der mir damals unter diesem Versprechen verkauft wurde, hat mich nicht getäuscht. Er ist der Eingang zu allen Geheimnissen. Ich weiß, wie es in eurer Welt aussieht, und ich weiß ferner, wie das Zwischenreich...«

»Rede nicht!« unterbrach Suko die Frau. »Wo befindet sich Miranda? Was hast du mit ihr gemacht?«

»Sie ist meine Helferin. Unser Kontakt ist nie abgebrochen, auch nicht mit meinem irdischen Ende. Der Spiegel war die Brücke zwischen uns. Miranda hat mich geliebt, sie liebte mich auch noch, als ich in meiner Blüte lag und die Spiegelscherbe in meiner Kehle steckte. Im Sterben nahm ich ihr das Versprechen ab, den Spiegel wieder zu richten. Miranda war eine gehorsame Tochter, sie tat es, sie baute den Spiegel zusammen, und ich nahm Kontakt mit ihr auf.«

»Was wolltest du von ihr?« fragte Suko.

»Da ich sie sehr liebte und diese Liebe auch über den Tod hinausging, wollte ich sie auch beschützen und eröffnete ihr meine Welt. Das heißt, ich sorgte dafür, daß sie Beschützer bekam. Vier Monstren, die mein Reich bewachten, wurden frei und gelangten durch den Spiegel in die Welt der Lebenden. Die Monsterwelt öffnet sich allen, die mit ihr zu tun bekamen. Es sind die Wesen, die sie nie

aus den Augen lassen, die töten können, die töten wollen...«

»Bis eine fremde Magie dazwischenkam.«

»Ja, die Magie des Kreuzes. Ich spürte den Schnittpunkt der verschiedenen Welten, ich wußte sofort Bescheid, daß eine Gefahr auf uns zukam, aber nun bin ich dabei, sie von meiner geliebten Tochter abzuwenden. Sie braucht sich keine Sorgen mehr zu machen, sie steht unter meinem Schutz, und der Feind ist bald vernichtet.«

»Werden die Monstren wieder in deine Welt zurückkehren?« fragte der Inspektor.

»Ja.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Suko, »weil es deine Welt einfach nicht mehr geben wird. Ich zerstöre sie. Ich werde den Spiegel vernichten, der soviel Unheil gebracht hat. Deine vier Monstren sollen keinen Rückweg mehr finden, denn damit ist auch Miranda von einem schrecklichen Fluch befreit worden.«

Das Gesicht der Frau, deren Haut trotz des grünlichen Scheins fahl und bleich wirkte, verzerrte sich. »Du wagst es nicht, den Spiegel zu vernichten, du bist ein Mensch, der es nicht schaffen kann. Die Rache meiner Kreaturen würde fürchterlich sein...«

Suko hob den Arm mit der Beretta.

Das war der Moment, in dem es Percy nicht mehr länger auf dem Fleck hielt. Bisher hatte er nur zugehört, aber nur die Hälfte begriffen. Doch er wußte, daß man nicht einfach etwas auslöschen durfte, das einmalig war. Wer hatte schon Kontakt zu einer Toten.

Er hechtete vor.

Suko war schnell, doch nicht schnell genug, weil er sich zu sehr auf den Spiegel konzentriert hatte. Aus diesem Grunde gelang es dem Mann, hart gegen Sukos Arm zu schlagen und ihn nach unten zu drücken.

Hätte der Inspektor jetzt abgedrückt, wäre die Kugel in den Fußboden gefahren.

»Du sollst nicht schießen!« brüllte Morton. »Verdammt, das kannst du nicht machen!«

Mit beiden Fäusten schlug er zu. Er hatte die Hände dabei dicht zusammengelegt und zielte gegen Sukos Hals. Zwar nahm der Chinese den Treffer nicht voll, aber er kippte doch gegen die zweite Für des Schranks und brachte diesen ins Wanken.

Morton wollte Sukos Beretta. Er schnappte nach dem Gelenk des Inspektors, um es herumzudrehen, aber da war er bei Suko an der falschen Adresse.

Mit der linken Faust schlug der Chinese zu.

Ein harter Treffer, der Morton durchschüttelte, denn so etwas war er nicht gewohnt. Er hatte den Mund weit aufgerissen, sackte in die Knie und taumelte nach vorn, wobei seine Beine nachgaben und er schwer auf den Teppich schlug.

»Tut mir leid«, sagte Suko. »Aber Sie haben mich dazu gezwungen.« Er faßte den Mann unter und schaffte ihn aus dem Weg.

Percy Morton hatte mit sich selbst genug zu tun. Er lag mehr, als daß ersaß, hielt die Hände gegen den Nacken gelegt und schaffte es kaum, die nächsten Sekunden voll und bewußt zu erleben.

Suko hatte von seinem Plan um keinen Deut Abstand genommen. Er wollte dieses Nest der Magie vernichten, und dafür mußte der Spiegel ein zweites Mal zerstört werden.

»Wer könnte mir jetzt noch dazwischenkommen?« fragte er das Spiegelbild der Toten. Sie gab keine Antwort. Und Suko schoß.

Der Spiegel splitterte nicht. Suko vernahm nur ein dumpfes Klatschen, als hätte er mit einer Faust in eine Masse Teig geschlagen, aber das Gesicht veränderte sich. Das geweihte Silbergeschoß war dicht unter dem Auge in die Wange gedrungen.

Etwas riß, und Suko wollte schon triumphieren, als er das häßliche Lachen der Person hörte. »Willst du einen Geist auf diese Art vernichten? Nein, das ist nicht möglich. Du kannst den Spiegel

zerhacken, aber jemand wird kommen und ihn wieder zusammenbauen. Ich finde stets Helfer, und ich habe meine Tochter in dieser Welt. Nein, Mensch, wir sind stärker. Unsere Magie schafft sie alle. Die Monster sind frei, sie befinden sich auf dem Weg zu Miranda und werden ihr zur Seite stehen...«

Suko hatte genug gehört. Wenn er jetzt nicht handelte, war er der Verlierer.

Einen letzten Blick warf er noch auf Percy Morton.

Der Mann hockte am Boden und starrte aus rotgeäderten Augen zu ihm hoch. In seinem Blick lag eine Bitte, ein Flehen, doch Suko mußte in diesem Augenblick hart bleiben.

»Tut mir leid für Sie«, sagte er und zog mit einem Ruck seine Dämonenpeitsche...

\*\*\*

Ich fiel in den Sumpf!

Innerhalb einer Sekunde durchtosten zahlreiche Gedanken mein Gehirn.

Ich dachte an das Mädchen, das von einer Masse gesprochen hatte, die nichts mehr freigab.

Erst recht keinen Menschen!

Mirandas häßliches, triumphierendes und widerlich klingendes Lachen begleitete mich. Ich hielt noch immer das Kreuz, hatte die Arme vorgestreckt und hätte eigentlich in diesem Augenblick in den Sumpf eintauchen müssen, das aber geschah nicht.

Statt dessen schlug ich auf eine harte Fläche, die bei dem Aufprall anfang zu knirschen, als wäre sie aus Glas, das kurz vor dem Zusammenbrechen steht.

Der Sumpf war fest geworden!

Ich konnte es kaum glauben, bis ich auf dem Bauch lag, den Blick nach vorn richtete und das grüne Licht über die Fläche tanzen sah.

Magie stand gegen Magie!

Meine war stärker gewesen.

Ich drehte mich um. Noch im Liegen sah ich Miranda. Sie hatte ihren Platz nicht gewechselt und erinnerte mich an eine Statue, denn sie bewegte sich nicht. Wahrscheinlich saß der Schreck zu tief.

Mein Lachen klang ihr entgegen. »Pech gehabt, Miranda. Wenn du es nicht glauben willst, komm her.« Ich kniete mich hin und streckte meinen rechten Arm aus.

Vielleicht drei Schritte weiter befand sich der Hütteneingang. Zwischen uns hatte sich der Boden verändert. Er war härter geworden, so hart, daß ich nicht einsank. Ein grüner Schimmer lag über ihm, so weit ich blicken konnte, und Miranda mußte einfach einsehen, daß sie die erste Runde des Kampfes verloren hatte.

»Nun?« lockte ich. »Trauen Sie sich nicht?«

Sie schüttelte den Kopf, ging zurück und verschwand in ihrer außergewöhnlichen Hütte.

Ich stand wieder auf und ließ mir Zeit, als ich den gleichen Weg nahm wie sie. Im Eingang blieb ich stehen. Das Mädchen hatte sich nicht wieder hingesetzt. Es stand da, vom Schein der Kerzen umschmeichelt, und schaute auf mein Kreuz, das ich nach wie vor festhielt.

»Es war stärker«, sagte ich.

Sie gab mir keine Antwort und ließ mich näherkommen. »Sieh ein, daß es keinen Zweck hat, Miranda! Es lohnt sich nicht. Du hast dich verrannt, Mädchen!«

Langsam bewegte sie den Kopf von rechts nach links. »Nein, ich habe mich nicht verrannt. Ich werde es dir noch zeigen, denn jemand steht hinter mir und hält seine schützenden Arme über mich.«

»Deine Mutter?«

»Ja.«

»Dann ruf sie her!«

Mit dieser Forderung hatte ich sie überrascht, denn Miranda wußte

nicht, was sie antworten sollte. »Ich werde es mir überlegen«, wich sie einer direkten Erwiderung aus.

»Du kannst es nicht!«

Sie hob schnell den Kopf.

Es sah so aus, als wollte sie widersprechen, aber sie schluckte die Worte hinunter und schaute an mir vorbei zum Eingang.

Ich gestattete mir ein Lächeln. »Manchmal ist es nicht so einfach, wie es aussieht. Deine Mutter mag dir mit Rat und Tat zur Seite stehen, aber sie ist nicht hier. Sie befindet sich in einem anderen Reich, in einem nicht sichtbaren, und ich glaube kaum, daß sie den Dimensionssprung in diese Welt schaffen wird.«

Diese Sätze hatten Miranda aus der Reserve gelockt. Sie starrte mich an, ihr Blick wurde flammend, und es tat ihr gut, die nächsten Worte zu sagen. »Meine Mutter wußte genau, was sie wollte. Um mir den nötigen Schutz zu geben, hat sie aus ihrer Welt die vier Leibwächter geschickt. Claudia selbst braucht nicht einzugreifen. Du wirst von meinen Beschützern getötet, Sinclair.«

»Wo sind sie?«

»Hier!«

Die Antwort überraschte mich. Ich nahm sie lässig hin und hob die Schultern. »Tut mir leid«, sagte ich im Herumdrehen. »Ich sehe keines deiner Monstren.«

»Komm mit.«

Ihre Schüchternheit war verschwunden. Miranda hielt plötzlich das Heft in ihren zarten Händen. Sie schaffte es auch, daß ich ihr folgte, und wieder einmal gingen wir gemeinsam dem Ausgang entgegen, wo wir stehenblieben.

Die Fläche hatte sich nicht verändert. Nach wie vor bestand die Kreuz-Magie, und der grüne Schein lag flackernd über dem Moor.

Wahrscheinlich würde er erst verschwinden, wenn es mir gelungen war, die fremde Magie zu zerstören.

Miranda trat hinaus. Sie zeigte jetzt keine Furcht mehr davor, die Fläche zu betreten, denn sie mußte mir das zeigen, was sie längst gefühlt hatte.

Ihr Arm wies in eine bestimmte Richtung. Ich folgte mit meinen Blicken und stellte gleichzeitig fest, daß die Dunkelheit zugenommen hatte und nur noch über der Sumpffläche der hellere grüne Schein lag.

»Siehst du den ersten?«

Ich hätte ihn nicht erkannt, aber ich sah etwas glühen, das wie ein Kreis über der Oberfläche stand. »Es ist ein Auge!« flüsterte das Mädchen. Da wußte ich, daß uns der Zyklop besucht hatte...

\*\*\*

Silberkugeln helfen oft, das wußte Suko genau. Nur mußten es Dämonen der niederen Stufe sein, auf die sie abgefeuert wurden, und bei Claudia Morton war das nicht der Fall gewesen. Nicht allein sie hatte den Kugeln widerstanden, auch der Spiegel.

Wenn man sie vernichten wollte, dann auch den Spiegel.

Das alles war Suko gesagt worden, daran erinnerte er sich, als er die Peitsche hervorholte. Einmal schlug er einen Kreis!

Und schon rutschten drei aus Dämonenhaut gefertigte Riemen hervor und blieben wie geringelte Schlangen vor seinen Füßen liegen.

»Was ist das?«

Suko hatte die Frage des Hausbesitzers verstanden und gab eine knappe Antwort. »Eine Peitsche. Aber eine besondere...«

»Wollen Sie damit...?«

»Bitte halten Sie sich zurück«, erklang Sukos scharfe Antwort. »Ich habe das Kommando.« Er wollte sich durch nichts mehr stören lassen, weil seine Aufgabe einfach zu wichtig war.

Der Spiegel war heil, das Gesicht existierte ebenfalls. Wo Sukos geweihte Silberkugel getroffen hatte, zeigte es eine leichte dunkle



Verfärbung.

Suko konnte Claudia sehen, sie sah ihn. Und sie mußte auch die Peitsche in seiner Hand erkennen. Gelassen hob der Chinese den Arm.

Die Dämonenpeitsche war eine mächtige schwarzmagische Waffe, die schon zahlreiche Gestalten der Schwarzen Magie vernichtet hatte, und auch Claudia sollte ihr nicht widerstehen.

Ebenso der Spiegel!

Und Suko schlug.

Als die Riemen dicht vor der Spiegelfläche auseinanderfächerten, sah Suko für einen winzigen Moment das Erschrecken im Gesicht der Claudia Morton, bevor das »Leder« an drei verschiedenen Stellen traf und hart gegen die Oberfläche klatschte.

Was würde geschehen?

Der Inspektor war gebannt. Er sah plötzlich die ersten Risse in der Fläche. Sie hatten mit denen der einzelnen Scherbenränder nichts zu tun, außerdem zogen sie das Muster schräg von oben nach unten und liefen auch über das Gesicht.

Ein Gesicht, das sich veränderte, als der Spiegel aufbrach.

Es drang keine Flüssigkeit aus den aufgerissenen Stellen, auch kein Blut, dafür hörte Suko die Schreie, denn der Mund existierte noch, während sich die übrigen Teile des Frauengesichts zusammenballten und zu einer klumpigen Masse wurden.

Es war furchtbar.

Lippen, die schreiend einen Namen formten, als sollte er hinaus in die weite Welt gerufen werden. »Miranda...!«

In dieser wahnwitzigen Todes-Sterbesekunde schrie die Mutter nach ihrer Tochter. Ob sie gehört worden war, war fraglich, selbst Suko, der einiges gewohnt war, nahm dieser Vorgang hart mit, denn das Gesicht verschwand wie Knetgummi, das von einer Riesenpranke zusammengedrückt wird.

Claudia Morton war zum zweitenmal gestorben, diesmal für immer.

Noch hatte der Vorgang kein Ende gefunden, denn der Spiegel befand sich weiterhin in der Türwand, und er war es jetzt, der zerfiel. Plötzlich traten die alten Risse wieder breiter und wesentlich deutlicher hervor, so daß die einzelnen Teile des Spiegels ihren Halt verloren und in die Tiefe kippten.

Sie prallten zu Boden.

Und jede Scheibe verging, als hätte jemand mit einem Fuß auf sie getreten. Sie konnten dem Aufprall nichts mehr entgegensetzen, so daß sie zu einem silbrigen Staub zerpulverten, der vor der offenen, jetzt spiegellosen Tür liegenblieb.

Das war es gewesen.

Suko drehte sich langsam um. Es gab noch einen zweiten Menschen im Raum, der den letzten, schrecklichen Vorgang mitbekommen haben mußte, und dieser Mensch stand wie angewachsen.

Percy Morton hielt Seine Hände gegen die beiden Wangen gepreßt. Er schaute dorthin, wo sich einmal der Spiegel befunden hatte. Sein Gesicht wirkte blutleer, ebenso die blassen Lippen, über die kein Laut mehr drang. Hin und wieder zeigte sich die Zungenspitze, die eine Spur aus Speichel über die Lippen zog. Zu einer anderen Reaktion war der Mann nicht fähig.

Suko mußte ihm einfach helfen. Morton tat nichts, um sich zu wehren.

Wie ein Kind ließ er sich zu einem Sessel führen und auch hineindrücken. Gern hätte der Inspektor jetzt einen Whisky für ihn gehabt, aber so etwas besaß Miranda nicht.

An das Fenster stellte sich Suko. Er schaute auf eine völlig normale Wohnstraße in einer ruhigen Gegend. Kaum vorstellbar, daß sich hier ein solches Grauen hatte manifestieren können.

»Ist sie wirklich tot?« Percy Mortons Stimme klang getragen. Er konnte den Druck nicht verbergen, unter dem er stand.

Der Inspektor drehte sich um. »Ja, sie ist vernichtet.«

»War es gut?«

»Auch das.«

»Aber wieso hat sie das getan?« Percy schüttelte den Kopf. »Ich kann es einfach nicht fassen, ich kann es nicht begreifen. Es ist mir ein völliges Rätsel.«

»Die Lösung lag im Spiegel begründet«, erwiderte Suko. »Es war ein Gegenstand der Schwarzen Magie.«

»Die nun gelöscht ist.«

»Ja und nein.«

Morton stand auf. »Wie meinen Sie das?«

»Den Spiegel haben wir ebenso zerstört wie Ihre Frau oder deren Geist. Aber es lebt noch jemand.«

»Miranda!«

»Die auch.«

Morton runzelte die Stirn. Er nickte plötzlich, denn jetzt hatte er die Lösung gefunden. »Sie meinen die Monster.«

»Genau die.«

»Wollen Sie die finden?«

»Das wird unsere nächste Aufgabe sein. Fühlen Sie sich stark genug, das Zimmer zu verlassen?«

»Ja.« Er stand auf und ging zur Tür. Einen letzten Blick noch warf er auf den Schrank mit der offenen Tür, schüttelte den Kopf und nickte kurz danach, für Suko ein Beweis, daß er mit seiner Frau und deren Existenz endgültig abgeschlossen hatte. Im Gang holte der Inspektor Percy Morton ein und begleitete ihn bis zur Treppe.

Nebeneinander schritten sie die Stufen hinab, und keiner von ihnen redete ein Wort.

»Sie könnten jetzt einen Whisky vertragen«, sagte Suko, als sie im Flur standen.

»Das meine ich auch.«

Die Männer betraten den Wohnraum. Hier standen die Flugmodelle des Mannes, und er hatte das große Flugzeug, einen alten Doppeldecker, sogar unter der Decke aufgehängt.

Percy Morton holte eine Flasche und zwei Gläser.

Suko schüttelte den Kopf. »Danke, ich trinke keinen.« Er sah jedoch, daß die Hände des anderen zu sehr zitterten und schenkte Percy einen Doppelstöckigen ein. »Den nehmen Sie mal.«

Morton trank. Farbe kehrte in sein Gesicht zurück und vertrieb die Blässe. Draußen legte sich die Dämmerung über die Stadt. Sie kam lautlos und drängte das Tageslicht zurück.

Suko stand nahe des Fensters und dachte nach. Nein, die Probleme waren längst nicht aus der Welt geschafft worden. Da gab es noch die Tochter und höchstwahrscheinlich auch die vier Monstren.

»Sie wissen, Percy, was uns noch bevorsteht?«

Der Mann ließ den Rest Whisky im Glas kreisen. »Ich kann es mir denken, Sir.«

»Wo genau liegt das Moor?«

»Ziemlich weit weg. Bis zur Hütte können wir mit einem Wagen nicht fahren. Er würde einsinken. Immer wenn wir der Hütte einen Besuch abstattet haben, mußten wir den Rest des Weges zu Fuß gehen.«

»Aber die Zeit drängt!« hielt Suko entgegen.

»Das sehe ich auch so.« Morton stand auf. »Ich will zu meiner Tochter, verstehen Sie? Wenn Sie nicht mitkommen wollen, ich fahre. Was ich gehört habe, ist schlimm genug. Sie hat mit ihrer toten Mutter in einem unmittelbaren Kontakt gestanden, und da muß ich einfach etwas tun. Wir müssen ihr helfen...«

»Das werden wir auch. Kommen Sie.«

»Doch mit dem Wagen?«

»Ja.« Suko grinste scharf. »Aber nur bis zum Yard. Von dort aus nehmen wir den Hubschrauber.«

»Verdammt, das ist eine Idee!«

\*\*\*

Vier Monstren waren es! Einer hatte sich gezeigt, und ich war mir sicher, daß auch die drei anderen irgendwo lauerten.

Ich warfeinen Blick nach links. Miranda stand da und hatte ein Lächeln auf ihre Lippen gelegt. Die Augen glänzten. In ihnen zeigte sich die Freude, die das Mädchen spürte.

Ich freute mich nicht gerade, denn das Wissen, gegen vier gefährliche, dämonische Wesen antreten zu müssen, war nicht gerade eine spaßige Sache.

Durch das Nicken bestätigte Miranda die Gedanken, die durch ihren Kopf spukten. Sie sprach sie schließlich auch aus, als sie sagte: »Ja, so ist das. So habe ich es mir gedacht. Es wird alles anders kommen. Viel besser für mich und ganz anders. Ich habe lange darauf warten müssen, nun ist es soweit. Endlich...«

»Willst du hin?« fragte ich sie.

»Nein«, erwiderte sie lachend. »Ich besuche den Zyklopen nicht. Er wird zu mir kommen. So ist es abgemacht. Er kommt, und auch die anderen befinden sich bereits in der Nähe, wenn wir sie auch noch nicht sehen. Aber ich spüre sie, Sinclair. Ja, nur ich kann sie spüren, denn sie stehen mit mir allein in einem Kontakt, den meine eigene Mutter für mich geschaffen hat.«

Es bestand kein Grund, an ihren Worten zu zweifeln. Dieser Sumpf war normalerweise schon gefährlich genug, doch durch die Magie meines Kreuzes wirkte er irgendwie verzaubert. Er kam mir so geheimnisvoll, so schaurig und geisterhaft vor. Eingetaucht in ein grünes Flair, in dem sich, wegen der allmählich sinkenden Temperaturen, die ersten langen Dunstbänke bildeten, die lautlos über die sumpfige Wasserfläche trieben.

Auch vor dem Auge des Zyklopen glitten sie her, und dessen Umrisse wurden zu einem verschwommenen roten Fleck.

Aber er blieb stehen.

Und auch ein anderer war da.

Ich sah ihn nicht, Miranda ebenfalls nicht, aber beide vernahmen wir das schlimme Fauchen, das urplötzlich erklang und durch die Dunkelheit über dem Sumpf hallte.

Dazwischen hörten sie noch grollende, unheimlich klingende Töne, als hätte jemand Luft geholt, um in das erste Geräusch ein zweites hineinzupressen.

Selbst ich konnte einen Schauer nicht vermeiden, denn Laute wie diesen kannte ich.

Prompt sprach mich Miranda darauf an. Sie trat dicht an mich heran, in ihrer Stimme lag eine prickelnde Spannung, als sie die nächste Frage stellte. »Na, weißt du, wer da seinen Ruf ausgesandt hat, um mich zu begrüßen?«

»Ja«, erwiderte ich. »Ein Werwolf.«

»Richtig, Sinclair. Jetzt fehlen nur noch der Vampir und der Zombie!« hauchte sie und wies gleichzeitig schräg zum Himmel. »Schau in die Höhe. Da steht er. Auf ihn habe ich auch gewartet. Der Wind hat die Wolken vertrieben, damit wir den sehen können, der meinen Geschöpfen die Kraft für ein ewiges Leben gibt.«

So poetisch ausgedrückt konnte sie nur einen gemeint haben, der voll, bleich und irgendwie beschützend einen Kreis in die dunkle Fläche des Firmaments gemalt hatte.

Der Mond!

Kraftspender und Leuchtkörper für die Mächte der Finsternis. Nur die Geschöpfe der Dunkelheit holen sich aus ihm den Segen für ihr fürchterliches Leben.

Er wirkte auf mich wie ein ferner höhnischer Gruß, und für einen Moment verdunkelte sich der Teil eines Ausschnitts. Ich hatte erst an eine Wolke gedacht, bis ich erkannte, was es tatsächlich war.

Eine Schwinge.

Groß und träge mit einer gewaltigen Spannweite, die der eines Adlers gleichkam.

Nur gab es in dieser Gegend keine Adler. Vielleicht war es eine riesige Fledermaus, die auf ihre Verwandlung in einen zweibeinigen Vampir wartete.

Das war also das dritte Monstrum.

Blieb der Zombie.

Ich drehte mich blitzschnell um. Es war eine reine Reflexbewegung, weil ich daran dachte, daß ich den Rücken frei hatte. Und ich hatte gut daran getan, denn ich konnte auf das Dach der Hütte schauen, wo er stand.

Weit aufgerissen war das Maul. Die Zähne schimmerten im hellen Geifer.

Augen leuchteten gelb wie Bernstein, und das Fell stand ihm zu Berge.

Der Werwolf war da!

Ich wollte die Beretta ziehen, denn es war besser, wenn ich schon jetzt klare Verhältnisse schuf, aber mit einer geschmeidigen Seitwärtsbewegung tauchte die Bestie weg und wurde vom Schatten des Dachs verschluckt. Ich hörte noch seine tapsigen Schritte und das Schaben irgendwelcher Zweige. Dann war die Bestie verschwunden.

Dafür lachte Miranda. »Ja, John Sinclair, das Versprechen wurde gehalten. Meine Mutter läßt mich nicht allein. Sie hat mir das Monsterreich eröffnet.«

Dem mußte ich wohl oder übel zustimmen. Nur konnte ich die nächste Reaktion des Mädchens nicht begreifen, denn urplötzlich schrie Miranda auf, ging einen Schritt zur Seite, riß ihren Arm hoch und preßte die Hand um den Hals.

Totenblaß war sie geworden. Es sah so aus, als würde sie fallen. Ich sprang hinzu, sie kippte, ich fing sie auf, und in dieser Schräghaltung blieb sie, auf meine Arme gestützt, liegen.

Spielte sie mir etwas vor? Wollte sie mich in Sicherheit wiegen, um zuschlagen zu können?

Ich hatte keine Ahnung, aber sie mußte schon eine fabelhafte Schauspielerin sein, doch das traute ich ihr nicht zu, denn die Angst und auch die Trauer waren echt.

»Mutter...« ächzte sie. »Mutter, was macht man mit dir?« Miranda sprach mit einer völlig fremden Stimme. Sie klang tief, grollend und hätte ebensogut einem Mann gehören können. Dabei verdrehte sie die Augen.

Schweiß bildete sich auf ihrer Haut, ein Zittern durchlief den Körper, der mir vorkam, wie von Fieberschauern geschüttelt.

»Mutter...!«

»Was ist mit deiner Mutter?« schrie ich sie an. »Was ist los?«

»Tot!« brüllte sie röhrend, so daß es wie ein Schrei über das Moor hallte.

»Sie ist tot. Man hat sie getötet. Der Mann... ein Gegner... der Spiegel - zerstööörrttt...«

Beim letzten Wort kippte ihre Stimme über. Miranda blieb auch nicht mehr auf meinen Armen. Sie schüttelte sich, schlug um sich, traf mich am Hals, ich ließ sie los, und sie prallte zu Boden, wo sie auf allen vieren weiterkroch und sich den Dunstschwaden entgegenbewegte, die langsam herantrieben.

»Meine Mutter ist toooottt...«

Fürchterlich waren ihre Schreie, ich hätte mir am liebsten die Ohren zugehalten, aber auch so etwas mußte ich durchstehen und schaute zu, wie sie plötzlich anhielt und mit beiden Fäusten auf den Boden trommelte, der so hart wie Glas war.

Halb kniete sie, halb lag sie. Aber sie war fertig, am Ende und konnte nur schluchzend Luft holen. Immer wieder sprach sie den Namen ihrer Mutter aus.

Ich ging zu ihr und blieb an ihrer rechten Seite stehen. Miranda



nahm mich nicht wahr, und erst als ich meinen Finger gegen ihren Rücken tippte, zuckte sie zusammen, drehte sich herum und starrte mich hart an.

»Kommen Sie!« sagte ich.

Ihr Blick wurde böse und gemein. Ich fühlte mich wie aufgespießt. Nichts war mehr von dem freundlichen, etwas schüchtern wirkenden Mädchen zurückgeblieben. Das war eine andere Miranda Morton, die jetzt vor mir lag. Sie fühlte sich als der Mittelpunkt einer Monsterwelt und war von ihr bis in die tiefsten Stellen ihrer Seele beeinflußt worden.

»Rühr mich nicht an, du Hund! Du... du allein bist es schuld, daß Mutter tot ist.«

»Ich war hier!«

»Aber sie ist gestorben. Jemand hat sie endgültig vernichtet und auch den Spiegel.« Plötzlich lachte sie schrill. »Aber jetzt können die Monstren nicht mehr zurück. Der Weg ist ihnen versperrt. Sie werden bleiben. Sie werden diese Welt für sich einnehmen und die Menschen vernichten. Der Vampir macht sich auf die Suche nach Blut, der Werwolf wird Opfer reißen, der Zyklop wird sie verbrennen, und der Zombie wird sie mit seinem eigenen Maul auf...«

»Es reicht jetzt!«

Sie verstummte tatsächlich, um im nächsten Augenblick wieder in das andere Extrem zu fallen, denn abermals dachte sie an ihre Mutter und begann zu schluchzen.

Ich dachte darüber nach, wer diese Frau oder deren Geist wohl vernichtet haben könnte. Daß ich dafür nicht in Frage kam, stand fest.

Mir war sie nur aus Erzählungen bekannt. Aber wer konnte eine so mächtige Person vernichtet haben?

Eigentlich ging dieser Fall nur mich etwas an und keinen anderen. Allein hatte ich zum Moor fahren sollen, allein war ich gefahren,

keiner mischte mehr mit...

Oder sollte Suko, dieser Teufelskerl, tatsächlich eine zweite Spur aufgenommen haben?

Zuzutrauen war ihm das, denn der Inspektor gehörte nicht zu den Menschen, die ihre Hände in den Schoß legten und andere für sich arbeiten ließen. Nein, er mußte immer aktiv sein, und sicherlich hatte er alles darangesetzt, um den verzwickten Fall von einer anderen Seite anzufassen. Ins Moor war er nicht gekommen, und so mußte er die Wohnung oder das Haus der Mortons ausfindig gemacht haben, denn dort befand sich schließlich der Spiegel, wie ich von Miranda wußte.

Sie hatte natürlich nicht gesehen, wie ihre Mutter umgekommen war, aber sie hatte deren Tod miterlebt. Innerlich zerrissen, vielleicht sogar die Qualen der Geistperson gespürt, mit der sie in einer so intensiven Verbindung gestanden hatte.

Die war nun gerissen.

Endgültig!

Ich atmete tief durch, bevor ich mich zu Miranda hin auf den Weg machte. Sie hockte nur mehr ein paar Schritte vor mir und hielt noch immer den Kopf gesenkt.

Ich zog sie hoch.

Willenlos ließ sie alles mit sich geschehen, und sie hing wieder einmal in meinem Griff. Meine linke Hand schob sich unter ihr Kinn und drehte den Kopf so, daß mich Miranda anschauen konnte.

Ihre Augen wirkten gläsern. Jegliches Leben war in ihnen erloschen. Wie eine Tote lag sie bei mir, und ich mußte sie dreimal ansprechen, bevor sie reagierte.

»Deine Mutter ist tot, und sie hat sich dieses Schicksal selbst zuzuschreiben. Wer sich mit den Mächtigen der schwarzen Magie einlast, kann einfach nicht gewinnen.«

»Sie war so stark!« flüsterte Miranda.

»O nein!« widersprach ich. »Stark ist nur der Mensch, der auch menschlich handelt, der andere leben läßt und seinen Nächsten akzeptiert. Aber nicht die Person, die sich auf die andere Seite stellt.«

»Man hat sie umgebracht...«

»Das weißt du genau?«

»Ja.«

»Wer war es?« Auf die nächste Antwort war ich gespannt. Sie würde mir verraten, wie fest das Band gewesen war, das sich zwischen Mutter und Tochter aufgebaut hatte.

»Bin Starker...«

»Den du nicht kennst?« fragte ich enttäuscht.

»Er ist mir unbekannt. Aber er war bei ihr. Er hat den Spiegel gesehen, auch das Gesicht meiner Mutter, und er hat beides zerstört.« Plötzlich sprang sie hoch. Dabei entglitt sie natürlich meinem Griff und blieb zwei Schritte entfernt stehen, wo sie die Hände zu Fäusten ballte und ein neuer Kraftstrom durch ihre schwächling wirkende Gestalt rann. Mir streckte sie den Arm entgegen und verzog ihr Gesicht zu einem haßentstellten Ausdruck.

»Du!« keuchte sie. »Du verdammter Lumpenhund trägst an allem die Schuld. Aber du wirst es bereuen. Er hat meine Mutter und den Spiegel vernichten können, doch nicht meine Welt. Mirandas Monsterwelt bleibt bestehen, und sie wird dich vernichten...«

Das letzte Wort hatte sie besonders deutlich gesprochen und sprang schon zurück.

Ich hätte sofort handeln sollen. So bekam sie eine Chance, die sie hastig ergriff. Denn wie ein Geistwesen jagte sie weg und tauchte hinein in den Dunst.

»Miranda!« Ich schrie ihr nach. Herrgott, dieses Mädchen mußte doch vernünftig werden.

Bestimmt hatte sie mich gehört, aber sie reagierte überhaupt nicht.

Das war ihre Welt, hier fühlte sie sich wohl, und hier besaß sie auch die vier Helfer.

Irgendwo war sie stehengeblieben, umschwebt und umwoben von Dunstschleiern, die einen dünnen grünen Schein bekommen hatten. Sie war noch nicht so weit weg, als daß ich ihre Stimme nicht mehr vernommen hätte. »Meine Monsterwelt, John Sinclair, sie ist bei dir. Und sie wird dich vernichten...«

Danach hallte ihr Lachen über das nebelfeuchte Moor, und ich machte mich bereit, den Kampf gegen vier Monstren aufzunehmen...

\*\*\*

Zwei Streifenwagen hatten Suko und Percy Morton verfolgt und beim Yard fast eingeholt, denn die rasende Fahrt durch London war natürlich nicht unbeobachtet geblieben.

Suko klärte die Sache innerhalb einer Minute auf und ließ sich sofort zu Sir James, seinem Chef, hochschießen. Zusammen mit Percy Morton betrat er das Zimmer, und der Superintendent wußte, daß es brannte, wenn jemand so eilig zu ihm kam.

»Berichten Sie«, sagte er nur.

Das tat Suko auch. Er blieb bei den Fakten und wurde hin und wieder durch Percy Mortons Aussage ergänzt.

Sir James hörte sehr genau zu. Grund, an den Worten seines Mannes zu zweifeln, hatte er nicht. Er reagierte auch sofort, als Suko seinen Wunsch äußerte.

»Wollen Sie einen Piloten dazu haben?« fragte Sir James.

»Das ist nicht nötig. Ich fliege«, erklärte Morton und fügte seinen Beruf hinzu.

Sir James hatte keine Einwände mehr. Er führte noch ein Telefonat und versprach, daß der Hubschrauber in wenigen Minuten auf dem Dach des Hauses startbereit sein würde.

Suko bedankte sich. Beide Männer ernteten zum Abschied ein knappes Lächeln.

»Geht das bei euch immer so fix?« fragte Morton auf dem Weg zum Copter.

»Wenn es sein muß — immer.«

»Finde ich gut.«

Scharfer Wind empfing sie. Böenhaft schlug er ihnen ins Gesicht und zerwühlte ihre Haare. Die Libelle war tatsächlich schon gelandet. Eine sehr wendige Maschine mit einer Kuppel aus Hartglas. Der Pilot wartete und wies Morton kurz ein, während Suko schon auf dem zweiten Sitz hockte.

Zwei weitere Leute bekamen sie zur Not noch unter, mehr wollten sie auch nicht mitnehmen.

Percy Morton stieg ein. Der Pilot draußen hob den Arm. Er gab die Maschine zum Start frei.

»Na denn«, sagte Suko. »Wünschen wir uns Hals- und Beinbruch.«

Sekunden später jagten sie hoch. Unter ihnen blieb London wie ein großer grauer mit unzähligen Lichtern verzierter Teppich zurück...

\*\*\*

Licht hatte ich nicht. Es sei denn, ich schaltete meine kleine Lampe ein oder ging zurück in die Hütte, um mir eine der brennenden Kerzen zu holen. Auf beide verzichtete ich.

Statt dessen suchte ich noch einmal die Umgebung vor mir ab. Da war nichts zu machen. Ich hätte schon Katzenaugen haben müssen, um etwas Konkretes erkennen zu können.

Durch den dünnen Dunst wirkte die Fläche schwammig und wie mit grünem Schimmel überdeckt. Der Wind fuhr vom Wasser der Themse her über die flache Landschaft, bewegte das Gras, die Büsche und rüttelte auch an den knorrigen abgestorbenen Ästen, so daß stets neue Figuren entstanden. Die gesamte Szene schien zu wandern, kam aber nicht von der Stelle. In weiter Ferne sah ich noch den letzten blassen Streifen Tageslicht am sonst dunkelgrauen Himmel. Genau dort, wo das Moor und der dunkle Himmel

zusammenstießen. Es würde nicht mehr lange dauern, dann war auch dieser Rest verschwunden.

Wollte ich gegen vier Monstren bestehen, konnte ich nicht einfach drauflosschlagen, sondern mußte mir einen Plan zurechtlegen. Sie besaßen einen Vorteil.

Sie konnten mich aus ihren Verstecken beobachten, aber ich wußte nicht, wo sie sich aufhielten, und das ärgerte mich.

Also mußte es mir irgendwie gelingen, sie aus der Reserve zu locken. Auch das rote Auge des Zyklopen sah ich nicht mehr, der Werwolf war ebenfalls verschwunden, und der Vampir zeigte seine Schwingen auch nicht mehr. Selbst der Mond war verschwunden.

Er hatte sich hinter den am Himmel entlangsegelnden düsteren Wolken versteckt und ließ sich auch in den nächsten Sekunden nicht mehr blicken.

Bei vier Gegnern braucht man Rückendeckung. Wo konnte ich die bekommen? Da kam eigentlich nur die Hütte in Frage. In sie wollte ich mich zurückziehen und dort abwarten, was passierte. Ich hatte Zeit, die anderen vielleicht nicht.

Außerdem war ich in der Hütte ziemlich sicher, denn es konnte auch passieren, daß die Magie nicht mehr hielt und der Sumpf wieder seine ursprüngliche Form annahm. Dann würde ich wie ein Stein versinken, denn niemand war da, der mir half.

Aus diesen Gründen zog ich mich zurück. Dabei ging ich sehr vorsichtig, war innerlich gespannt und schaute auch hin und wieder zum Dachrand der Hütte hoch, ob sich der Werwolf nicht doch noch zeigte.

Er blieb verschwunden.

Unangefochten betrat ich die Behausung und atmete zunächst einmal tief durch, bevor ich mit einem letzten Blick die weite grünlich schimmernde Moorfläche streifte, die vor mir lag.

Ich war ein wenig traurig darüber, daß es mir nicht gelungen war,

Miranda zur Umkehr zu bewegen. Das verbuchte ich auf der Negativseite meines Kontos. Wahrscheinlich waren der Hang und die Verbindung zur Mutter so stark gewesen, daß alles andere davon überschattet wurde.

Erst jetzt fiel mir der Geruch in der Hütte richtig auf.

Es roch irgendwie feucht, klamm, und ich hatte das Gefühl, neben allmählich verfaulenden Blumen oder Bäumen zu stehen, zwischen denen ebenfalls nicht mehr frisches Gras wuchs, dessen Halme aus einer mit brakigem Wasser bedeckter Fläche schauten.

Als ich die Einrichtung sah, mußte ich lächeln. Rattanmöbel, der kleine Holztisch, die Liege, die geradewegs dazu einlud, auf ihr Platz zu nehmen.

Das tat ich auch.

Zu meiner Überraschung war sie gut gefedert. Ich sank nicht allzu tief ein und geriet auch in die Versuchung, mich nach hinten kippen zu lassen.

Ausgestreckt blieb ich liegen und fand, daß es eine gute Lage war, da ich von der Liege aus den Eingang im Auge behalten konnte.

Man sollte es sich wirklich so bequem wie eben möglich machen. Davon war ich ausgegangen, und ich behielt meinen Platz auch bei.

Vor der Hütte hatte sich auch in den letzten beiden Minuten nichts verändert. Nach wie vor schlichen die feuchten Nebelfetzen über den Grund und sahen so aus, als wollten sie sich an allem festklammern, was in die Höhe ragte, bevor der nächste Windstoß kam und sie brutal zerlöcherte, wobei sich die Schleier an anderen Stellen wieder zusammenfanden.

Durch die Veränderung des Bodens hatte das abendliche Moor keinen abschreckenden Eindruck bekommen, sondern einen eher romantischen. Der Gedanke daran verging mir allerdings, wenn ich daran dachte, was in dieser Düsternis auf mich lauerte.

Die Monstren wollten mich. Aus diesem Grunde mußte ich sie

zwingen, ihre Reserve zu verlassen. Zeit hatte ich genug. Irgendwann mußten sie es einfach leid werden, denn auch Miranda würde dafür sorgen, daß ich nicht zu lange allein blieb.

Indirekt gab sie mir die Schuld am Ableben ihrer Mutter. Wer in einem solchen Verhältnis zur Mutter gestanden hatte wie sie, der konnte eigentlich nur an Rache denken.

Dabei war sie noch so jung. Ich kannte ihr wahres Alter nicht, schätzte sie aber kaum älter als zwanzig.

Noch immer mußte ich warten und gewöhnte mich allmählich auch an die Geräusche des Sumpfes. In dieser Hütte konnte man das Gefühl bekommen, eins mit der Natur zu werden und in sie einzudringen.

Ein wenig veränderte ich meine Lage. Ich zog das rechte Bein an. Meinen Oberkörper drückte ich ebenfalls hoch, damit die Lage noch bequemer wurde. Darauf hatte mein Gegner gewartet.

Besser hätte er mich nicht überraschen können, denn urplötzlich schoß unter dem Bett ein Arm hervor, eine Hand erschien, sie drehte sich, und fünf eisenharte Totenfinger umklammerten mein Knie, als wollten sie es nicht mehr loslassen. Ich befand mich in keiner stabilen Lage. Deshalb konnte ich dem plötzlichen Ruck auch nichts entgegensetzen, wurde vom Bett gerissen und fiel auf den festgestampften Boden.

Mit dem Gesicht zuerst schlug ich auf, und die zweite Hand hieb wie eine Stahlklaue in meinen Nacken...

\*\*\*

Der Zombie hat dich!

Dieser Gedanke schoß mir durch den Kopf und verdrängte den Schmerz des Aufpralls. Er mußte heimlich in die Hütte geschlichen sein, als ich dieser den Rücken zugekehrt hatte, und ich war ausgerechnet noch in dieser für mich wehrlosen Bauchlage von ihm erwischt worden.



Von meinem Knie hatte er die Hand gelöst. Dafür ließ er sie höher wandern und preßte meinen rechten Arm in Höhe des Ellbogengelenks auf den Boden.

Ich sah es nicht, aber ich konnte mir vorstellen, wie er seinen Oberkörper nach vorn beugte und mit den Zähnen arbeitete.

Die schlug er in meinen Rücken, doch der dicke Jakkenstoff setzte seinem schrecklichen Vorhaben zunächst einen Riegel vor.

Irgendwie mußte ich aus dieser verdammten Lage wieder herauskommen. Zombies sind zwar nicht die schnellsten unter den Dämonen, dafür aber eisern. Wenn sie erst mal ein Opfer haben, halten sie es so hart fest, als wollten sie es nie mehr loslassen.

Aber nicht mit mir!

Der Untote hockte auf meinem Rücken. Er stank widerlich. Seine Hände wühlten jetzt in meinem Haar, spitze Nägel trafen die Kopfhaut wie kleine Messer, und in diesem Moment bäumte ich mich auf.

Ich hatte viel Kraft eingesetzt und den Angriff vor allen Dingen überraschend gestartet. Der Zombie wurde in die Höhe geschleudert und zollte meinem gekrümmten Rücken Tribut, denn er flog über ihn hinweg und landete vor mir.

Ich war wieder frei!

Fast wäre der Zombie gegen eine Kerze geflogen und hätte sie umgeworfen. So lag er nahe der Flamme, deren Schattenspiel über sein Gesicht zuckte, und ich konnte ihn endlich genauer betrachten.

Es war genau die Gestalt aus meinem Wahrtraum. Sogar sein sackartiges Gewand trug die lebende Leiche noch. Es reichte bis zu ihren Füßen. Das Gesicht sah widerlich aus. Mund und Augen kamen mir wie eingedrückt vor, nur die Nase sprang spitz zwischen den knochigen Wangen hervor.

Ich hatte mich genug mit diesem fürchterlichen Wesen herumgeschlagen und wollte reinen Tisch machen. Bevor der Zombie

sich auf die neue Situation einstellen konnte, hatte ich bereits meine Waffe gezogen und zielte sehr genau.

Der Schuß peitschte durch die Hütte.

Volltreffer.

Ich wußte genau, wo ich hinzuschießen hatte und schaute auch nicht mehr nach. Der Zombie starb endgültig, geweihtes Silber hatte dafür Sorge getragen.

Ich holte tief Luft, schüttelte den Kopf und setzte mich in einen Sessel.

Mein Nacken besaß einige Druckstellen. Die Totenfinger der lebenden Leiche hatten sie hinterlassen. Es war nicht tragisch, sie würden bald verschwinden.

Aber das Erscheinen der Gestalt hatte mir bewiesen, daß ich eigentlich nirgendwo sicher war. Unter dem Bett hatte er auf seine Chance gewartet und sie fast genutzt.

Doch wo steckten die anderen?

Das Moor war groß und weit, und es bot trotz seiner flachen Landschaft genügend Versteckmöglichkeiten. Auch nahe der Hütte.

Daß sich die drei weit von ihr entfernt hatten, daran wollte ich nicht glauben. Sie mußten mich unter Kontrolle halten, um schnell angreifen zu können, aber sie waren durch den Schuß und die Vernichtung eines ihrer Artgenossen auch gewarnt.

Ich stemmte mich aus dem Sessel hoch. Der Eingang war schnell erreicht, ich stellte mich dort auf und schaute über die grünlich schimmernde Fläche, die noch immer von den dünnen, wandernden Dunstschwaden bedeckt war. Meiner Ansicht nach hatte sich der Nebel nicht verdichtet, und das empfand ich als sehr angenehm. Auch die anderen würden es schwerer haben, sich ungesehen anzuschleichen.

Falls sie es von vorn versuchen wollten. Und das war die große Frage.

Ich hatte einen Werwolf auf dem Dach gesehen. Man konnte von der Rückseite der Hütte her ohne Schwierigkeiten hinaufsteigen, und diese Hanglage wollte auch ich ausnutzen.

Vorsichtig und wachsam verließ ich die Hütte. Augenblicklich umfingen mich die Dunstschwaden. Ich hatte das Gefühl, in Watte gepackt zu sein.

Geräusche wurden gedämpft. Wenn ich welche hörte, dann irgendwie anders, eben leiser, wie aus einem Filter. Ich schaute mich um, es war aber nichts zu sehen.

Dafür zu hören.

Ein klatschender träger Flügelschlag über meinem Kopf. Ich dachte sofort an den Vampir, schaute hoch und glaubte, über dem Nebel eine gewaltige Fledermaus segeln zu sehen, die aber schnell vorbeigezogen war.

Es wurde wieder ruhig. So wartete ich.

Jemand mußte es doch versuchen wollen. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie mich in der Hütte ließen. Den Zombie hatten sie geschickt, seine Art war nicht angekommen, andere würden erfolgreicher sein wollen, und so rechnete ich auch weiterhin mit einem Angriff aus dem Hinterhalt.

Auch Miranda rührte sich nicht. Sie hatte ihre Monsterwelt erschaffen, in der ich mich gefangen fühlen sollte. Einige Schritte entfernte ich mich von der Hütte.

Ich hatte plötzlich das Gefühl, als würde bald etwas passieren. Es ging einfach nicht so weiter. Der Druck in meinem Innern nahm zu. Er wurde mächtig, und ich schaute auch auf das Kreuz, das vor meiner Brust baumelte.

Es flimmerte. Mit ihm war etwas. Leider konnte es nicht reden, aber es zeigte mir auch so an, daß sich jemand in meiner Nähe aufhielt.

Nur — wo steckte die Gestalt?

Lange brauchte ich nicht zu suchen, denn das gefährlich wirkende Glühen sah ich schräg über dem Dach der Hütte, wo hohes Sumpfgas wie eine Mauer auf dem Muldenhang wuchs.

Das Glühen kam mir bekannt vor. Ich dachte an den Zyklop, der nur ein Auge besaß.

Er lauerte dort.

Ich ging noch ein wenig nach rechts und hob den Waffenarm. Die Beretta lag gut in der Hand. Auch die Entfernung stimmte, so daß ich durchaus die Chance hatte, das glühende Auge zu treffen.

Ich visierte es an.

Im gleichen Augenblick bekam ich den indirekten Angriff mit. Aus der Hütte schlugen plötzlich Flammen. Niemand war da, der das Feuer hätte legen können, aber die Hütte stand trotzdem in Brand. Ohne eine Vorwarnung war es geschehen, ich zuckte herum, vergaß den Einäugigen und hörte schon das Knistern und Knacken, als die Zweige und Äste Feuer gefangen hatten. Sie brannten trotz der auf ihnen sitzenden Feuchtigkeit und sonderten einen stinkenden Rauch ab, den der Wind ausgerechnet in meine Richtung trieb und mir so den Atem nahm.

Ich mußte weg.

An Flucht war natürlich nicht zu denken, das hatte ich auch nicht vor.

Angriff ist bei dämonischen Gegnern noch immer die beste Verteidigung, und so sah ich zu, in die unmittelbare Nähe der Hütte zu gelangen, indem ich einen Bogen schlug.

Sehr schnell bewegte ich meine Beine und entkam auch dem unmittelbaren Dunstkreis des Feuers. Seine Hitze nahm ab, aber die Flammen hatten jetzt die gesamte Hütte erfaßt und zerstörten auch das Dach. Wie lange, gierige, alles an sich reißende Finger schlugen sie schwankend und tanzend hervor, griffen in die Luft und suchten nach einer neuen Nahrung, um sie zu verschlingen.

Ich hatte den Muldenhang inzwischen erreicht und lief ihn geduckt hoch.

Meine Füße rutschten einige Male zurück, da auf dem Untergrund eine gewisse Feuchtigkeit lag, ich hielt mich auch fest und sah vor mir das dichte Sumpfgebüsch sowie die beiden gelben Augen, die mich anstarrten.

Gelbe Augen!

Der Gedanke kam etwas zu spät, dafür kam der Werwolf.

Mit Brachialgewalt bahnte er sich den Weg. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, als würde er aus der Gummiwand springen, so schnell war er auch bei mir.

Als ich mich umdrehte, erwischte er mich trotzdem. Harte Pranken schlugen gegen mich, rutschten aber am Leder meiner Jacke ab, und die Bestie konnte sich ebensowenig halten wie ich, so daß wir beide den Hang hinunterrollten.

Ich überschlug mich, der Werwolf ebenfalls, aber ich kam nie zum Schuß, weil er mir kein Ziel bot.

Er war schneller als ich. Sein böses wildes Fauchen wehte mir entgegen, ich drehte mich liegend herum, wollte auf ihn zielen, als er mit einem gedankenschnellen Sprung verschwand und im Schatten untertauchte.

Ich ärgerte mich, stand ebenfalls auf und zielte mit der Beretta in diese Richtung.

Nichts war mehr zu sehen.

Ich ließ die Waffe sinken, da es keinen Zweck mehr hatte, nach der Bestie zu suchen. Sie hatte einen ersten Angriff gestartet, mich überrascht und mir bewiesen, daß sie längst nicht aufgegeben hatte.

Ich warf einen Blick auf die Hütte.

Das helle Feuer hatte sie völlig eingerahmt. Zum Glück trieb der Wind den Rauch von mir weg. Im Innern der Hütte sah es so aus, als würde Metall in einem Ofen schmelzen. Da lief alles zusammen und

ineinander, es krachte und knirschte, auch die Möbel brannten und zerplatzten manchmal mit explosionsartigen Geräuschen.

Aber eines sah ich doch.

Das Auge!

Ein glühendes Oval, das inmitten des Feuers stand und sich nicht vom Fleck rührte.

Würde der Zyklop dem unheimlichen Feuer trotzen?

Eigentlich unwahrscheinlich, auch Dämonen waren gegen Flammen nicht gefeit, aber sie waren ebenfalls stets für eine Überraschung gut, wie mir die nächsten Sekunden bewiesen.

»Hallo, John Sinclair!« hörte ich Mirandas Stimme. »Gefällt dir meine Monsterwelt?«

Ich wirbelte herum.

Ungefähr dort, wo der gierige Werwolf verschwunden war, sah ich das blonde Mädchen aus dem Gebüsch treten. Es lächelte, und es hatte sich wie eine lebendige Mauer vor dem Körper der Bestie aufgebaut, deren rechte Pranke auf Mirandas Schulter lag.

»Da wären wir, Sinclair!«

\*\*\*

Ja, sie waren da, und ich schaute sie mir genau an, während ich an den Titel eines Buches dachte.

Die Schöne und das Biest!

So war es auch hier.

Einmal Miranda, auf der anderen Seite der Werwolf. Und sie wußte genau, was sie wollte, denn sie sagte zu mir. »Wenn du jetzt schießt, wirst du nicht ihn treffen, sondern mich!«

»Ich weiß.«

»Willst du das?«

»Glaubst du denn, daß es mir etwas ausmacht?« fragte ich zurück.

Sie nickte. »Ja, das wird es. Du bist nämlich zu menschlich, Sinclair, ich habe es gespürt. Du würdest nicht über meine Leiche

gehen, um einen Sieg zu erringen.«

»Der Zombie ist vernichtet!«

»Da war ich auch nicht in der Nähe!« Die Bestie machte es geschickt.

Sie traute mir nicht über den Weg und zeigte, wenn sie sich schon bewegte, nur so wenig von ihrem fellbedeckten Körper wie möglich.

Wenn ich schoß, lief ich tatsächlich in große Gefahr, Miranda zu treffen, und das wollte ich auf keinen Fall.

»Und wie geht es jetzt weiter, Miranda? Es ist doch deine Welt. Du mußt es wissen.«

»Das weiß ich auch.«

»Ich höre!«

»Ich werde dir nicht alles sagen. Dein Tod wird dich völlig überraschend treffen. In dieser Welt herrsche ich. Meine Mutter hat sie mir vererbt. Für Überraschungen bin ich zuständig, und ich werde auch ihr Erbe verwalten, das bin ich ihr schuldig.«

»Sie existiert nicht mehr!« hielt ich dagegen.

»Für mich schon!«

»Auch der Spiegel ist zerbrochen!«

Miranda schüttelte sich nach meinen Worten, als hätte jemand Wasser auf sie gegossen. Ich hatte einen schwachen Punkt bei ihr berührt und sah, daß sie vor Wut die Hände ballte. »Leider weiß ich noch nicht, wer ihn zerstörte. Doch ich werde es herausbekommen, und dann wird dieser andere nichts zu lachen haben, wobei ich das Gefühl nicht loswerde, daß du ebenfalls deine schmutzigen Finger in diesem Geschäft hast. Oder etwa nicht?«

»Nein, ich war hier!«

»Du bist ein Bulle. Und ich weiß, daß Bullen oft im Team arbeiten. Kann es nicht sein, daß du trotzdem...?«

»Vergiß nicht, ich bin allein gekommen.«

»Das stimmt. Nur gibt es auch technische Hilfsmittel, wie zum

Beispiel Sender, die einem anderen zeigen, wo sich der Mann aufhält, um den sich alles dreht.«

»Darauf habe ich verzichtet.«

Zweifel zeichneten ihr Gesicht. Hinter ihr bewegte sich der Werwolf.

Manchmal lugte er mit seiner Schnauze über ihre Schulter, und es sah so aus, als hätte er das vorstehende Maul gegen ihr Ohr gelehnt, um es zu küssen.

Dieses Wesen gehorchte ihr sklavisch.

Hinter mir krachte die Hütte zusammen. Ich vernahm die berstenden Laute, und für einen Augenblick weitete sich das Feuer noch so aus, daß auch wir von ihm erfaßt wurden. Selbst der Werwolf bekam einen rötlichen Schein, wo ich immer noch nach einer Lücke suchte, um ihn mit einem schnellen Schuß zu erwischen.

Er und das Mädchen waren nicht ohne Grund erschienen. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß die beiden nur mit mir plaudern wollten, da mußte etwas anderes dahinterstecken.

Eine Hitzewelle rollte heran. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, bald zu schmoren. Es war nur mehr das letzte Aufbäumen der Flammen gewesen, bevor die gesamte Hütte zusammenfiel und nur noch ein Funkenregen in die Höhe wirbelte.

Die Hitze verschwand, um einen Augenblick später zurückzukommen.

Aber konzentrierter. Für einen Moment wußte ich nicht, woran ich war, doch ich sah das kalte Grinsen auf dem schmalen Gesicht des Mädchens und ahnte, daß sie dabei war, mir eine Falle zu stellen.

Die Hitze hielt sich nicht nur, sie steigerte sich sogar noch. Ich spürte sie auf meiner Brust, genau an einer bestimmten Stelle, nämlich dort, wo das Kreuz hing.

Eine Warnung!

Aber vor wem?



Daß ich keine Sekunde länger stehenbleiben durfte, war mir klargeworden, deshalb sprang ich mit einem gewaltigen Satz zur Seite und drehte mich gleichzeitig um.

Es war im letzten Augenblick gewesen, denn aus den glühenden, rauchenden und noch von kleinen Flammenzungen umtanzten Trümmern der Hütte kam eine Gestalt.

Der Zyklop!

Ein menschenähnliches Wesen, eingehüllt in das violette Gewand, das ihm bis zu den Füßen reichte, mit einer Nase, einem Mund und zwei Ohren versehen.

Aber nur mit einem Auge!

Es strahlte dunkelrot und kam mir vor wie ein Gruß aus tiefster Hölle, den mir der Teufel entgeschicken wollte. Auf einmal wußte ich Bescheid, daß es der Zyklop gewesen sein mußte, der die Hütte in Brand gesetzt hatte.

Sein Auge besaß die Fähigkeit!

Und es würde auch vor mir nicht haltmachen, dessen war ich mir sicher.

Er kam näher, er starrte mich an, und ich schaute genau in das dunkelrote Oval.

Fremde Gedanken wollten in mein Hirn eindringen, ich schüttelte sie jedoch ab und war froh darüber, daß es mir noch gelang. Doch auch die Stimme des Mädchens war zu vernehmen. Sie klang nicht mehr weich, die Worte wurden hektisch ausgestoßen. Sie zeugten davon, unter welch einem Druck auch Miranda stand.

»Das Ende, Sinclair. Jetzt wird dein Ende kommen. Du mußt dich für einen von uns entscheiden. Versuche es! Schieß ihm eine Kugel ins Auge. Versuche es nur. Ich glaube nicht, daß es dir gelingen wird.«

Das war auch schwer, denn der Zyklop kam näher, und ich hatte das Gefühl, als würde mein Kreuz allmählich so heiß werden, daß es die

Kleidung durchbrannte.

Noch fing es die Hitze des Auges ab. Viel länger würde es dies nicht schaffen.

Ich entschied mich.

Das Mädchen schaute zu, wie ich die Beretta verschwinden ließ. Ich blickte sie dabei an, sah ihren fassungslosen Ausdruck auf den Zügen und hob noch beide Arme.

»Gibst du auf?« schrie sie.

»Fast!« rief ich zurück und ließ bereits meine Rechte nach unten fallen, um mit einer glatten und sicheren Bewegung eine andere Waffe hervorzuholen.

Es war der Bumerang!

Und den schleuderte ich!

\*\*\*

Ich hatte nicht auf den Werwolf gezielt, sondern auf die Gestalt, die mehr Macht besaß. Einer Kugel hätte der Zyklop sicherlich entgehen können, aber der wuchtig geschleuderte und auf ihn zurasende silberne Bumerang überraschte ihn doch.

Die Waffe wurde zu einem silbernen Kreisel. Sie jagte zielgenau auf den Einäugigen zu und hieb ihm den Schädel vom Hals. Ein wirklicher Volltreffer, der auch mich in seinen Bann zog, denn ich rechnete damit, daß der Kopf fallen würde.

Für einen Moment sah es auch so aus, bis der Schädel von einer anderen Kraft gepackt und vehement in die Höhe gerissen wurde. Raketenartig stieg er in den dunklen Himmel, ein Ball mit einem glühenden Oval in der Mitte, das einen dunkelroten Schweif hinter sich herzog, der genau in dem Moment verlöschte, als der Schädel in einer wahren Feuer- und Funkenglut wie ein abgeschossener Feuerwerkskörper auseinanderflog und die glühenden Teile irgendwo in den Sumpf regneten.

Das war geschafft.

Ich sah meine silberne Banane, die zu mir zurückkehren wollte und hatte vor, sie aufzufangen.

Gleichzeitig kippte auch der kopflose Körper um, und ich hörte das wilde wütende Fauchen der Bestie, das sich in den anfeuernden Schrei des Mädchens Miranda mischte. Ich stoppte.

Ein Fehler war es gewesen, weil die Bestie es nun schaffte, mich mit einem Sprung zu erreichen.

Wuchtig prallte sie gegen mich — und gegen das Kreuz!

In diesem Augenblick konnte ich nur existieren, wenn ich unwahrscheinliches Glück hatte. Es war mir zwar gelungen, noch einen Arm anzuwinkeln und ihn in die Höhe zu reißen, aber die offene Schnauze der Bestie befand sich dicht vor meinem Gesicht, als mich der gewaltige Rammstoß des Körpers zu Boden warf.

Der Werwolf fiel auf mich!

Zwischen den Zähnen klebte der Geifer in langen, gelblich weißen Bahnen, als würden die beiden Kiefer durch Kaugummistreifen miteinander verbunden sein.

Der Dämon hatte mein Kreuz berührt. Es stellte die absolute Macht des Guten dar und hatte schon wesentlich stärkere und mächtigere Gegner getötet. Würde die Zeit aber auch ausreichen, denn einen Biß in meine Kehle konnte die Bestie auch noch durchführen, wenn sie in den letzten Zuckungen lag.

Für die Dauer einer mir schrecklich lang vorkommenden Sekunde geschah nichts. Dann biß der Werwolf zu!

Doch genau in dem Augenblick, als er seinen Kopf nach hinten schleuderte, drang aus seinem weit aufgerissenen Maul ein röhrendes und mörderisches Schreien, während gleichzeitig seine Augen brachen.

Er kippte weg!

Allerdings blieb er noch schräg auf meinem Körper liegen. Und das bei seinem Gewicht! Ich zog die Beine an, riß alle Kraft zusammen

und drückte ihn von mir weg.

Wie eine schwere Gliederpuppe rollte er zur Seite, so daß ich auch seine Vorderfront erkennen konnte.

Dort hatte ihn mein Kreuz erwischt und einen sehr tiefen Abdruck im Fell hinterlassen.

Nie hatte ich ihn so direkt aus der Nähe gesehen, aber ich wußte aus Erfahrung, daß das Fell eines Werwolfs nie so aschgrau war, wie ich es jetzt vor mir sah.

Ein Zeichen, daß sich die Bestie bereits im Stadium der Auflösung befand.

Sie würde verfaulen...

Ich kam hoch. Keuchend und auch ein wenig zitternd. Der Druck des Körpers machte mir noch im nachhinein zu schaffen. Als ich noch nicht richtig stand, hörte ich bereits Mirandas Stimme. Sie überschlug sich fast vor Haß. Klar, das Mädchen hatte mitansehen müssen, wie ich zwei seiner Helfer erledigte.

»Sinclair, verdammt!« brüllte sie. »Sinclair, du...« Ihre Stimme erstickte. »Schau nur her!«

Ich drehte den Kopf.

Sie stand da und hatte den Bumerang an sich genommen. Da sie ein normaler Mensch und kein Dämon war, konnte sie ihn ohne weiteres anfassen, und sie steckte voller Haß.

»Diese Waffe hat den Einäugigen getötet, und sie wird auch dich umbringen!« schrie sie, holte aus und warf die silberne Banane auf mich zu...

\*\*\*

Das war mir noch nie passiert, daß man mich mit meinem eigenen Bumerang attackierte. Wenn der traf, konnte es böse für mich enden.

Nun ist es so, daß nicht jeder, der noch nie geübt hatte, einen Bumerang auch zielsicher werfen kann, und darauf setzte ich meine Hoffnungen, als ich mich mit einem pantherhaften Satz nach rechts in

Sicherheit bringen wollte, mich aber zu spät abgestoßen hatte, denn die Geschwindigkeit der Waffe war einfach zu hoch.

Ich wurde an der Hüfte erwischt und hatte das Gefühl, von einer kräftig geschlagenen Eisenstange getroffen worden zu sein. Automatisch drang der Schmerzensschrei über meine Lippen, die eigentlich fließende Bewegung wurde zu einem grotesk anmutenden Abschlußsprung, und ich knickte auch ein, wobei ich den Arm ausstreckte und mich mit der rechten Hand abstützte, so daß ich nicht zu Boden fiel.

Ich schaute auf Miranda.

Sie hatte sich die Sache anders vorgestellt, denn der Bumerang lag wie verloren auf dem harten Untergrund und hatte sein Ziel nicht erreicht.

Auch ich war angeschlagen. Eine Prellung würde zurückbleiben, und so etwas ist immer unangenehm.

Das Mädchen schüttelte den Kopf, wischte über ihre Stirn und konnte nichts begreifen. Es bewegte die Lippen, ohne ein Wort zu sagen. Und die Schritte wirkten wie abgehackt, als sich Miranda in Bewegung setzte und auf mich zukam. Erst als sie mich fast erreicht hatte, blieb sie abrupt stehen und schaute mir ins Gesicht.

Ich stemmte mich hoch, biß die Zähne zusammen und hielt mir die Hüfte.

Meine Stimme klang nicht eben sehr verständlich, als ich sagte: »Auch jetzt hast du Pech gehabt, Miranda. Deine Monsterwelt ist nicht das, was du dir vorstellst.«

Ich bückte mich und griff nach der silbernen Banane, die Miranda keinen Erfolg gebracht hatte. »So etwas muß man können«, sagte ich zu ihr, aber sie hörte mich gar nicht.

Miranda stand mit offenem Mund, und ihr Blick war in eine unbekannte Ferne gerichtet, als würde sie dort etwas sehen, was nur ihr allein bekannt war.

Ich näherte mich ihr. Leise, fast behutsam, sprach ich das blonde Mädchen an. »Miranda? Hörst du mich?«

Ich bekam keine Antwort, legte ihr eine Hand auf die Schulter und versuchte es noch einmal. »Bitte, Miranda, antworte! Du mußt es tun. Du mußt mir sagen, was du...«

Da drehte sie den Kopf. »Sie sind tot«, hauchte sie. »Du hast sie vernichtet. Du hast sie geschafft. Sie sind nicht mehr da. Drei von vier Monstren mußten sterben...«

»Das ist wahr, Miranda. Allmählich wird deine Welt, auf die du so stolz gewesen bist, entvölkert.« Ich bewegte ihren Kopf. Meine Hand hatte ich dabei unter ihr Kinn gelegt. »Schau auf den Werwolf! Sein Fell ist zerfallen, grau wie Asche geworden, und der Wind wird es bald wegfegen, so daß nur noch die Knochen zu sehen sind. Das war einmal die Bestie. Jetzt zu einem andern. Der Zyklop lebt ebenfalls nicht mehr. Er konnte dem Bumerang nicht entweichen. Ich war zu flink, und in der Hütte liegt der Zombie, erwischt und vernichtet von einer geweihten Silberkugel. Schau auf die qualmenden Reste deiner Behausung. Sie sind symbolisch für das, was hier passiert ist. Deine Welt bricht zusammen. Sie kann nicht mehr bestehen, denn sie ist nicht natürlich gewachsen. Sie hat kein Recht...«

»Hör auf zu reden!« Ihre Stimme klang tonlos. Sie ging auch einen Schritt zur Seite, als wollte sie nichts mehr mit mir zu tun haben.

Außerdem war sie bleich geworden, und sie richtete ihren Blick gegen den düsteren Himmel, der wolkenverhangen war. Sie wirkten ebenso dünn wie der über den Boden kriechende Dunst, so daß sich hinter ihnen die Silhouette des Mondes abzeichnete.

Er gab dem Bösen Kraft!

Ich wußte es, und ich wußte auch, daß noch ein vierter Feind im Dunkel lauerte.

»Der Vampir wird dich vernichten!« flüsterte Miranda. »Ihm entkommt keiner. Ich habe ihn mir immer gewünscht und ihn auch

von meiner Mutter bekommen. Du wirst gegen ihn keine Chance haben. Er wird mich, meine Mutter und all die anderen rächen, das verspreche ich dir.«

»Dann soll er sich zeigen!«

»Das braucht er nicht.«

Ich hob die Schultern und spürte dabei das Ziehen in meiner Hüfte.

»Jedenfalls werde ich gehen und dich, Miranda, mitnehmen. Ob du nun willst oder nicht.«

Sie gab mir keine Antwort, schaute mich nur länger als gewöhnlich an, und ich stellte fest, daß sie an irgendeinem Problem knackte. Plötzlich schüttelte sie den Kopf.

»Du hast dir selbst die tödliche Falle gestellt, John Sinclair. Glaub es mir, du wirst nicht mehr entkommen, auch wenn es dir gelingen sollte, den Vampir zu töten. Ich schwöre es dir.«

Da die Worte so ernst gesprochen worden waren, wurde ich nachdenklich. Was konnte sie nur damit gemeint haben? An eine Lüge wollte ich nicht glauben, und ich schluckte hart, bevor ich eine weitere Erklärung verlangte.

»Ich habe alles gesagt!«

»Dann gehen wir.«

»Bitte.«

Noch hielt der Sumpf, aber ich wollte auch nicht über die vor mir liegende Fläche laufen, sondern den Weg nehmen, den wir gekommen waren. Ein sehr großes Risiko, denn da war es noch heller Tag gewesen, während wir nun durch die Dunkelheit schreiten mußten.

Ich wunderte mich darüber, wie widerstandslos sich Miranda anfassen und herumdrehen ließ. Bereitwillig ließ sie sich führen, und es störte sie auch nicht, daß ich meine Hand unter ihren Arm schob und den Ellbogen umklammerte.

Wir gingen nebeneinander her. Das Mädchen schaute zu Boden und

ging roboterhaft. Ab und zu umspielte ein flüchtiges Lächeln ihre Lippen.

Heckte sie irgend etwas aus?

Ich wurde von einem äußeren Ereignis abgelenkt, denn wir mußten nahe an den schwelenden Teilen der Hütte vorbei, die nicht allein atemraubenden Qualm abgaben, sondern auch Hitze abstrahlten. Letzte Astreste und kleinere Balken glühten noch in einem düsteren Rot, während der Wind die Ascheteilchen hochschleuderte und wie schwarze Schneeflocken hochschleuderte und über die Trümmer trieb.

Meine junge Begleiterin hatte dafür keinen Blick. Sie schritt neben mir her und ließ sich sogar von mir führen. Wo sie mit ihren Gedanken war, konnte ich nur raten. Möglicherweise sehr weit weg. Vielleicht auch bei ihrer Mutter, über deren Tod sie noch längst nicht hinweggekommen war.

Auch diese Gegend hatte sich durch die Magie meines Kreuzes verändert. Niemand von uns sank ein, wir schritten über einen völlig normalen Boden, aber die Dunkelheit machte es doch schwer, etwas zu erkennen, und deshalb holte ich meine kleine Lampe hervor, um vor unsere Füße zu leuchten. Viel brachte es nicht. Der Strahl war einfach zu schwach. Hinzu kamen die dünnen, über den Boden kriechenden Nebelschleier, die den schmalen Strahl der Lampe schluckten.

Wir schritten den Rand der Mulde hoch. Schräg über uns bewegten sich die Zweige der Sumpfbüsche und die dicht stehenden Halme des Grases im Nachtwind.

Der Vampir hatte sich nicht gezeigt. Auch jetzt nicht, als wir den Rand der Mulde erreichten. Da der Wind aus einer anderen Richtung wehte, trieb uns der Rauch der Hüttentrümmer entgegen.

Miranda hielt an. »Wohin?« fragte sie.

»Zu meinem Wagen.«



Sie lächelte. »Wollen Sie mich nach London schaffen?«

»So ist es. Wir fahren in deine Wohnung, Mädchen, und schauen uns den Spiegel an.«

»Er ist zerstört«, sagte sie.

»Das will ich ja eben feststellen.«

Plötzlich wurde ihr Blick starr. »Ich... ich... habe es genau gespürt.« Sie deutete mit dem Zeigefinger auf sich, denn sie hatte die Hand gedreht.

»Ja, das habe ich gespürt. Sehr genau sogar. Und niemand kann meine Ansicht darüber ändern. Auch du nicht, verdammter...!« Plötzlich stieß sie eine Hand gegen meine Brust und hätte mich fast ins Stolpern gebracht, denn der Muldenrand war ziemlich nah.

»Laß das!«

Sie lachte nur, ließ sich auf den Boden fallen und breitete die Arme aus.

»Ich will dir eines sagen, verdammter Bulle. Wenn du mich zum Wagen schaffen willst, mußt du mich hier wegtragen. Von allein gehe ich nicht.«

Ich verzog das Gesicht. Mir blieb auch nichts erspart. Nicht allein, daß ein blutrünstiger Vampir irgendwo im Hintergrund auf mich lauerte, nein, auch Miranda wollte nicht so wie ich, und es sah tatsächlich so aus, als wäre ihr Entschluß unumstößlich.

Ich ging auf sie zu. »Glaub nur nicht, daß ich das nicht machen würde.«

»Versuche es.«

Sie hätte auch nicht gehorcht, wenn sie mit der Beretta bedroht worden wäre, so blieb mir tatsächlich nichts anderes übrig, als sie unter die Achselhöhlen zu fassen und hochzuziehen.

Eine lächerliche Situation, doch mir war verdammt nicht nach Lachen zumute.

Miranda machte sich schwer. Dabei lachte sie noch leise, und als

sie auf den Füßen stand, ging ich in die Knie, um sie über meine Schulter zu legen.

Das ließ sie wehrlos über sich ergehen. Das Mädchen war nicht schwer, doch bei der Länge des Weges würde ich sehr bald ihr Gewicht zu spüren bekommen.

Ich hatte vor, den Weg einzuschlagen, das gelang mir nicht mehr, und ich kam auch zu spät darauf, daß mich Miranda nur von den eigentlichen Dingen hatte ablenken wollen, denn in unserer Nähe lauerte der Vampir.

Er war keine Fledermaus mehr, sondern hatte sich verwandelt und schoß plötzlich aus dem Dunkel der Büsche hervor.

Ich konnte Miranda so schnell nicht fallen lassen. Ich hörte ihr Lachen, bekam den heftigen Stoß mit und wurde zusammen mit dem Mädchen zurückgeschleudert.

Aber da befand sich der Muldenrand.

Mein dritter Schritt brachte das Verhängnis. Ich trat halb ins Leere, fiel nach hinten weg, prallte mit dem Rücken auf, spürte auch noch Mirandas Gewicht und segelte im nächsten Augenblick mich überschlagend in die Tiefe, wo sich auch noch die rauchenden und heißen Trümmer der zerstörten Hütte befanden...

\*\*\*

London lag hinter ihnen!

Percy Morton, der Pilot, kannte sich im Luftraum hervorragend aus und wußte genau, wohin er zu fliegen hatte. Zudem besaß er einen hervorragenden Orientierungspunkt, nämlich die Themse, die ihre dunklen Fluten parallel zu ihrem Kurs herschob.

Gesprochen hatten die beiden nicht miteinander. Mirandas Vater war ebenso konzentriert wie Suko, zudem flog er ziemlich dicht über dem Rund. Knapp über den Kronen der Bäume.

Zur linken Hand lag der Strom. In der Nacht waren nur wenige Schiffe unterwegs. Wenn eines der tief im Wasser liegenden

Containerboote fuhr, wurde es stets von den Schiffen der Wasserschutzpolizei begleitet.

Die Lichter reichten tief in die Dunkelheit hinein.

Der Flubschrauber war sehr wendig, schnell, und er besaß noch einen großen Vorteil. Das war der außen und unterhalb der Kabine angebrachte Suchscheinwerfer, der vom Cockpit aus ferngesteuert wurde. Noch hatten sie ihn nicht eingeschaltet, denn ihr Ziel befand sich einige Meilen entfernt, aber die Distanz war rasch zurückgelegt, und der Pilot nickte Suko zu, während er mit einer Hand in die Tiefe deutete.

»Dort unten liegt der Sumpf.«

Suko beugte sich nach rechts. Viel war nicht zu erkennen. Nur eine glatte, weite Fläche, die sich zu bewegen schien. Dies allerdings war eine optische Täuschung, hervorgerufen durch die über den Untergrund kriechenden dünnen Dunstschleier.

»Nebel!« rief Morton.

Suko nickte. »Damit mußten wir rechnen. Wollen Sie nicht den Scheinwerfer einschalten?«

»Sofort!« Er betätigte einen kleinen Hebel, und im nächsten Moment durchfuhr ein breiter Streifen Licht die Dunkelheit und schnitt sie auf wie ein Messer.

Der Kegel erfaßte den Boden. In seinem hellen Kreis wallten die Dunstschleier. Sie drehten sich, tanzten, bildeten Figuren und wurden auch durch den Rotorwind erfaßt und auseinandergerissen wie alte Lumpen, die zwischen kräftige Hände gerieten.

Büsche, Krüppelbäume, das dichte Gras und die Oberflächen der oft nur winzigen Sumpfteiche bekamen einen fahlen Glanz, so daß der Untergrund manchmal wie ein hauchdünn angestrichener Spiegel wirkte.

Von John Sinclair und Miranda sahen sie nichts. Dafür entdeckte Suko den Silbergrauen. »Da steht der Bentley.«

»Schon gesehen.«

»Sie sind also hier.« Suko atmete tief ein. Und er sah noch mehr.

Auch Percy Morton entdeckte den Schein im gleichen Augenblick.

»Verdammt, das ist ein Feuer.«

Obwohl es durch Bäume und hochwachsendes Gestrüpp gedeckt wurde, sahen sie die tanzenden Flammen und sogar die dunklen Streifen, als der Rauch in die Höhe zog.

»Wissen Sie, was da brennt?« fragte Suko.

Percy Morton nickte, und seine Antwort war kaum zu verstehen.

»Wahrscheinlich ist es die Hütte meiner Tochter.« Da wurde auch Suko blaß...

\*\*\*

Wir fielen, überschlugen uns, und krallten uns ineinander fest. Ich bekam Schläge mit und merkte erst nach drei oder vier Treffern, daß es nicht der Blutsauger war, der mich da traktierte, sondern Miranda Morton, die so sehr meinen Tod wünschte.

Wesentlich schneller als beim Hochlaufen ließen wir die Strecke zurück.

Ein wildes, hohes Schreien, zudem umrahmt von einem fauchenden Geräusch, begleitete unseren Weg nach unten. Es war der Blutsauger, der sich auf diese Art und weise Luft verschaffte.

Manchmal sah ich das Gesicht des Mädchens wie einen blassen, tanzenden Korken vor meinem Gesicht erscheinen, und auch ihre Stirn stieß hin und wieder gegen meinen Kopf.

Das alles nahm ich hin. Viel schlimmer war etwas anderes. Dieser widerlich scharfe Geruch, der meine Nase quälte. Gleichzeitig steigerte sich die Hitze, und dann hatten wir das Pech, genau in die heißen Trümmerreste zu fallen, die unter unserem Gewicht zusammenbrachen, so daß auch noch ein Funkenregen in die Höhe stob. Es war das Chaos im Kleinen, aber nicht minder gefährlich. Jetzt erst löste sich Miranda von mir. Ich hörte sie schreien, sah sie

weghuschen, bevor Ruß in mein rechtes Auge drang und einen Tränenschleier produzierte.

Miranda schlug um sich. Sie hatte das Pech gehabt und war mit den langen Haaren in eine noch glühende Stelle gefallen, so daß sie mir plötzlich vorkam wie das Mädchen aus dem Struwwelpeter, das trotz des Verbots ihrer Eltern mit Zündhölzern gespielt hatte.

Sie schrie und schlug sich mit beiden Händen gegen den Kopf, damit sie das Feuer löschen konnte.

Ob es ihr gelang, wußte ich nicht. Jedenfalls brachte sie sich aus der Gefahrenzone, und das hatte der Vampir ebenfalls vor, der die Reise unfreiwillig mitgemacht hatte.

Sein Pech war es, daß er einen langen Mantel mit Schalkragen trug. Ich hatte das Gefühl, als wollten die Blutsauger allesamt ihrem großen Vorbild Dracula nacheifern.

Als er weg wollte, schwang auch sein Mantel herum. Glühende Asche wurde von seinen Füßen in die flöhe gewirbelt, und ich streckte mich auf dem Boden liegend. Meine Arme machte ich dabei so lang, daß ich schon das Gefühl bekam, die Sehnen an den Achseln würden reißen, doch ineine Finger verhakten sich in den kreisenden Stoff des Mantelsaums und hielten eisern fest.

Der Blutsauger, auf dem Sprung nach vorn, konnte nicht mehr weiter.

Mitten in der Bewegung stoppte ihn der plötzliche Ruck. Er warf die Arme in die Höhe und drehte sich herum, weil ich ihn dazu zwang.

Auch seinen Kopf drehte er mit. Zum erstenmal konnte ich das Gesicht erkennen.

Es war grau wie Asche. Aufgerissene Augen, ein schmaler Mund, ein spitzes Kinn und natürlich sein Wahrzeichen, die beiden aus dem Oberkiefer hervorschauenden Vampirzähne.

Er blieb nicht stehen, sondern bewegte sich heftig, weil er seinen

Mantel abschütteln wollte.

Meine Kraft war stärker.

Und diesmal zog ich ihn zu mir heran. Er konnte nichts dagegen machen, taumelte, ging zurück, schrie hoch und schrill auf und stolperte dabei über seine eigenen Beine, so daß er einen gewissen Schwung bekam, der ihn rücklings zu Boden drückte.

Leider fiel er nicht auf mich oder mein Kreuz, sondern in die heißen, durchbrannten und deshalb verkohlten Balken hinein, die zusammenkrachten und aus ihrem Innern einen Funkenregen in die Höhe schleuderten, der sich nur langsam senkte.

Ich kam hoch.

Der Vampir noch nicht. Auch beim Drehen behinderte ihn sein Mantel, zudem machte er den Fehler, die Arme zu bewegen und in die versteckte Glut zu schlagen, so daß plötzlich kleine Flämmchen in die Höhe zuckten.

Wie oft hatte schon eine fingerhohe Flamme einen Großbrand ausgelöst!

Hier war es kein Großbrand, aber die Kleidung des Vampirs, besonders der Mantel, wurde erwischt.

Und das Feuer war schnell.

Ich sprang zurück, denn auch mir machte die Hitze zu schaffen. Ich hörte, wie der Vampir aufschrie. Er sprang dabei auf, wollte sich verwandeln, so daß ich zusehen konnte, wie ein Schatten über sein menschliches Gesicht zuckte, aus dem das einer Fledermaus werden sollte.

Schwingen entstanden, boten eine große Fläche, die sich das Feuer nicht entgehen ließ.

Es »biß« zu.

Trotzdem schaffte es der Vampir, noch in die Höhe zu kommen. Er hob senkrecht ab, bewegte auch seine Schwingen, und ich sah ihn als ein brennendes Fanal in die Luft steigen.

Eine Hälfte bei ihm brannte lichterloh. Die andere war noch vorhanden, aber auch sie teilte sich auf zwischen dem menschlichen Aussehen und dem der Fledermaus.

Eine furchbare Mutation, um die sich die Flammen nicht kümmerten, denn sie griffen brutal zu.

Noch einmal hörte ich ihn schreien, dann streckte sich seine Gestalt. Sie sah so aus, als wollte sie noch in die Höhe steigen, doch das Feuer war so weit vorgedrungen, daß es dem Blutsauger keine Chance ließ.

Brennend fiel er in die Tiefe, schlug auf und zerplatzte in mehrere brennende Teile.

Das war der vierte — und der letzte! Den gleichen Gedanken verfolgte auch Miranda. Sie stand nicht weit entfernt und lachte. Ich schaute sie an.

Einen Teil ihrer Haare hatte sie verloren. Die Strähnen waren einfach weggeschmort, aber das konnte nicht der Grund sein für ihr Gelächter.

Sie stand da wie eine Hexe, und ihre Gestalt wurde allmählich dunkler.

Das lag an den äußeren Umständen, denn ich erkannte auch, wie sich die Farbe des Bodens veränderte und das Grün allmählich davonschwamm, so daß der Untergrund wieder seine natürliche Farbe annehmen konnte.

Mirandas rechter Arm schnellte vor, als hätte sie mit einer Peitsche zugeschlagen. »Ich habe es dir gesagt, Sinclair, ich habe es dir gesagt! Du hättest meine Monstren nicht vernichten dürfen, denn mit der Vernichtung des Vampirs hast du es geschafft, die Magie zu löschen, die bisher das Moor umfaßt gehalten hat. Jetzt gibt es keinen Ausweg mehr für uns. Wir werden gemeinsam sterben...«

\*\*\*

Bei jedem Wort, das sie mir entgegenschmettete, war ich um eine

Nuance bleicher geworden. Deshalb war sie so sicher gewesen, allein aus diesem Grund hatte sie gewollt, daß eines der Monster überlebte, und für mich war es eine doppelte Falle gewesen, denn gegen die Kreaturen hatte ich mich wehren können.

Der Sumpf aber war immer stärker!

Blaß im Gesicht, aber wild, triumphierend und funkelnd schaute sie mich an. Wie eine bleiche Rachegöttin stand sie vor mir, und ich hörte die verdammten Geräusche, die uns plötzlich umgaben.

Das gefährlich klingende Blubbern, das widerliche Schmatzen, als der Sumpf damit begann, die ersten Gegenstände des verbrannten Hauses hinter mir zu verschlingen.

Noch stand ich, aber ich spürte bereits den anderen, den weichen Boden unter meinen Füßen.

Das rechte Bein hob ich an.

Es war eine mühevollen Arbeit, denn unter meiner Sohle befand sich etwas, das unbedingt den Schuh festhalten wollte, so daß ich nicht in der Lage war, das Bein hochzuziehen.

Ich würde auf dieser Stelle versinken.

Und Miranda war nur wenige Schritte von mir entfernt, aber unerreichbar für mich. Wasser bildete sich. Es schien aus den Tiefen des Moores gestiegen zu sein. Ich starrte die schwarze Oberfläche an, über die der Wind strich und sie zu Wellen bewegte.

»Wir haben keine Chance mehr, Sinclair!« hörte ich sie sprechen. »Mir macht das Sterben nichts aus. Für mich ist alles vorbei. Meine Mutter lebt nicht mehr, und meine Welt brach zusammen. Aber du hast noch viel vorgehabt, dazu wird es nicht mehr kommen. Du wirst langsam versinken und ebenso langsam sterben.«

Wieder lachte Miranda und bewegte sich auch. Sie schaffte es, einen Fuß aus der Masse zu ziehen. Wasser umspielte ihr angewinkeltes Bein, auch rann der feuchte Schlamm in einer langen Bahn an ihrer Wade entlang wieder in den Schuh hinein.



Verdammt, die war wahnsinnig, die konnte doch nicht einfach so in ihren jungen Jahren in den Tod gehen.

Ihr Leben lag ausgebreitet vor ihr. Genießen sollte sie es und nicht so einfach wegwerfen.

»Laß es sein!« schrie ich ihr zu. »Wir werden es schaffen. Wir müssen es gemeinsam versuchen!«

Sie drehte mir ihr Gesicht zu. »Ich will nicht mehr. Ich will es nicht!«

Sie schrie und warf sich lachend nach vorn.

Diese Szene war schlimmer als der Kampf gegen alle vier Monstren zusammen. Ich hatte das Gefühl, sie in einem Zeitlupentempo zu erleben, denn Miranda befand sich auf dem Weg nach vorn und hatte dabei ihre Arme in die Höhe gerissen.

Sie klaschte auf.

Mit der Vorderseite ihres Körpers fiel sie in das Brackwasser, unter dem der tückische Schlamm lauerte. Die Tropfen flogen in die Höhe, ich bekam auch einige Spritzer ab und hörte das Mädchen wieder lachen und schreien.

Durch diesen Vorgang hatte ich nicht auf mich achten können und stellte erst jetzt fest, daß auch ich tiefer gesunken war. Bis zu den Knien umfaßte mich bereits der Sumpf. Jede Bewegung, die ich tat, würde mich tiefer in das Moor ziehen.

Es war furchtbar.

Ich schaute mich um.

Da befand sich nichts in greifbarer Nähe. Weder ein Strauch noch ein Baum, an dem ich hätte Halt finden können. Nur dieser verfluchte Sumpf, der bereits über die qualmenden Trümmer schwappte und den Gestank von kaltem Rauch über die Fläche wehte. Auch der Vampir war verschwunden. Bestimmt hatte das Wasser seine Asche fortgespült.

Etwas knatterte.

Zuerst achtete ich nicht darauf, weil ich an den Wind dachte und auch zu sehr mit meiner eigenen Angst beschäftigt war, denn hier halfen mir weder das Kreuz noch meine Beretta. Auch nicht der Bumerang.

Nur fremde Hilfe...

Und das Knattern blieb.

Plötzlich wurde ich aus meiner Lethargie gerissen und sah auch ein blasses gespensterhaftes Etwas über das Moor huschen. Im ersten Moment dachte ich tatsächlich an einen Geist, bis ich entdeckte, daß dies der Kegel eines Scheinwerfers war. Und die Lärmkulisse gehörte zu einem Hubschrauber, der dicht über dem Moor hinwegflog.

Kam er auch in meine Richtung?

Plötzlich begann ich zu zittern. Ich befand mich auf dem schmalen Grat zwischen Angst und Hoffnung und hatte nur mehr Augen für den breiten Lichtstreifen, der schräg aus dem Dunkel stach und dessen Kegel über die Moorfläche strich.

Aber ich wurde abgelenkt, denn Miranda war noch nicht versunken. Ihr Kopf und ein Teil des Oberkörpers schauten noch aus der Sumpffläche hervor. Sie hatte ihr Gesicht ebenfalls so gedreht, daß sie den Kegel eigentlich erkennen mußte, aber sie wollte ihn nicht haben, denn ihre Stimme überschrie noch das Geräusch der fliegenden Maschine.

»Weg, verdammt! Bleib daa...«

Sie war wahnsinnig. Das Mädchen wollte den Tod, ich begriff es nicht und wagte nicht, auch nur einen kleinen Zeh zu rühren.

Dennoch sank ich tiefer.

Und der Kegel hatte mich noch nicht erfaßt. Ich mußte daran denken, daß ich schon einmal im Sumpf verschwunden war, doch das war ein Druidenmoor gewesen und hatte mich in eine völlig andere Welt geführt.

Wenn ich hier versank, würde ich nie mehr wieder hochkommen.

Und dieser Gedanke peinigte mich regelrecht.

Bis ich geblendet wurde. Ich hatte den Kegel nicht kommen sehen.

Er war herangehuscht, erfaßte mich, rückte weiter, ich bekam abermals Angst, er glitt wieder zu mir und blieb.

Sie hatten mich gesehen.

Ich schaute hoch.

Erkennen konnte ich nichts. Das Licht strahlte in meine Augen, aber ich glaubte, eine Stimme zu vernehmen, die mir bekannt vorkam und meinen Namen schrie.

Suko?

In dem Licht bewegte sich etwas. Es kam wie eine Schlange aus dem hellen Kreis, klaschte gegen meine Schulter, auch an den Kopf, und ich hob beide Arme, um mich an der Strickleiter festzuklammern.

Eisern hielt ich fest.

Und dann begriff der Pilot den Ernst der Lage. Er beherrschte seine Maschine meisterhaft, denn er zog sehr langsam hoch. Meine Arme wurden gestreckt. In den Schultern spürte ich ein ungewöhnliches Reißen, denn der Sumpf dachte nicht daran, sein einmal sicher geglaubtes Opfer wieder loszulassen.

Er schien plötzlich tausend Arme und noch mehr Hände zu haben, die mich umkrallten, hielten, nicht mehr losließen, aber gegen die Kraft des Hubschraubers nicht ankamen.

Er war tatsächlich stärker, und ich wurde den gierigen Klauen des Moors entrissen.

Noch ein kurzer Ruck, dann schwebte ich über der Oberfläche und hätte eigentlich an der Leiter hochklettern müssen, aber da gab es noch ein Problem.

Miranda.

Sie mußte ebenfalls gerettet werden.

Ich wußte nicht, ob Suko sie bereits entdeckt hatte, jedenfalls löste

ich eine Hand von der Leiter und deutete mit der freien dorthin, wo das Mädchen versank.

»Dort!« brüllte ich noch.

Ich wurde verstanden. Der Hubschrauber bewegte sich um eine Idee nach rechts, ich schwang mit und baumelte plötzlich über Miranda.

Sie sank...

Und sie wollte auch nicht gerettet werden, denn sie hob noch einmal den Kopf, der aus dem Moor schaute, und ich sah ihr verzerrtes Gesicht, in dem jedes Detail, jede Falte von dem hellen Kegel des Scheinwerfers hervorgerissen wurde.

»Halt dich fest!« schrie ich.

»Neiiiiinnnn!«

Die Antwort reichte mir. Aus eigener Kraft würde sie niemals mithelfen, aus dem Sumpf zu kommen. Deshalb mußte ich sie zu ihrem Glück zwingen und mich dabei auch auf Suko und den Piloten verlassen, die sicherlich die Lage erkannt hatten.

Ich hörte noch einen wilden Ruf, denn jemand hatte den Namen des Mädchens geschrien. Die Stimme erkannte ich dabei nicht. Ich kletterte dafür zwei Sprossen tiefer, damit ich näher an das allmählich versinkende Mädchen herankam.

Wenn sie noch tiefer sank, würde ich in das Wasser fassen und sie nicht mehr bekommen.

Mit einer Hand klammerte ich mich fest, beugte mich schräg nach unten und streckte meinen Arm aus.

Ja, die Entfernung stimmte. Ich bekam sie zu fassen und sah sogar, daß sie ihre rechte oder linke Hand noch über der Oberfläche hatte. Dahin griff ich.

Kalt wie die einer Toten waren ihre Finger. Auch glatt, das Gelenk vom Wasser feucht, so daß ich nachfassen mußte, um es richtig halten zu können.

»Hoch!« brüllte ich.

Miranda schrie dagegen. Was sie sagte, verstand ich nicht, aber ihrer Mimik entnahm ich, daß sie mit dem, was ich vorhatte, überhaupt nicht einverstanden war.

Ich zog meine Hand ein wenig zurück, weil ich ihr Gelenk haben wollte.

Das klappte auch. »Hochziehen!«

Mein Ruf ging in einem Schmerzensschrei über, denn Miranda hatte bewiesen, daß sie nicht mehr leben wollte. In einem letzten Anfall drehte sie den Kopf, kam mit den Zähnen meinem Handrücken nahe und biß so fest zu, wie sie konnte.

Der Schmerz raste durch meine Hand. Ich reagierte reflexartig und öffnete die Faust.

Ihr Gelenk rutschte ab, sie selbst konnte ich nicht mehr halten, und Miranda verschwand vor meinen Augen im Sumpf.

Unter der Oberfläche zeichnete sich für wenige Sekunden ein weißlicher Schatten ab, der dann in der Tiefe versank.

Ich hatte alles getan, war aber auf Granit gestoßen. Miranda hatte sterben wollen, und sie war gestorben.

Der Hubschrauber glitt weg vom Ort des Geschehens, und ich kletterte müde und ausgelaugt in die Höhe.

Im offenen Einstieg sah ich Suko sitzen.

Mit einer Hand klammerte er sich fest, die andere streckte er mir entgegen, und ich ergriff sie einige Sekunden später.

Suko schleppte und zog mich in den Copter. Erschöpft blieb ich auf dem Bauch liegen. Als ich den Kopf hob, erkannte ich einen Mann, auf dem Pilotensitz hockend.

Der Mann weinte.

Suko hatte meinen Blick bemerkt und gab eine Erklärung ab. »Es ist Percy Morton. Miranda war seine Tochter...«

Auf dem Rückflug fand ich Zeit, meine Blessuren näher zu untersuchen.

Einige Haare waren verbrannt, an der Hüfte hatte ich eine Prellung bekommen, und auch sonst taten mir die Knochen weh. Aber ich hatte diesen Fall überstanden, und nur das allein zählte.

Suko mußte mich stützen, als wir den Hubschrauber verließen. Ich war ziemlich schwach auf den Füßen.

Neben uns ging Percy Morton. Ein geschlagener Mann, den das Schicksal hart erwischt hatte.

Sir James hatte auf uns gewartet. Kaffee stand auch bereit. Glenda hatte ihn gekocht und in eine Warmhaltekanne geschüttet. So weckte er bei mir einen Teil meiner Lebensgeister.

Suko wollte natürlich nicht, daß ich mich bei ihm für die Lebensrettung bedankte, aber das tat ich trotzdem und vor den Augen unseres Chefs, der den Inspektor ebenfalls belobigte, so daß Suko rot wurde.

Dann sprachen wir mit Percy Morton. Wir hatten erst gedacht, daß er uns nicht antworten würde, doch er redete plötzlich wasserfallartig. Es mußte aus ihm heraus, und so erfuhren wir, daß er zu seiner Frau nur einen schlechten Kontakt gehabt und dieser sich auch teilweise auf seine Tochter übertragen hatte.

»Sie lebten wohl in verschiedenen Welten«, sagte er und schüttelte den Kopf.

»Und Sie haben nie etwas bemerkt?« fragte Sir James.

»Nein«, erwiderte er. »Niemals. Beide lebten für sich. Und dabei habe ich mich immer darüber gefreut, eine so nette, ruhige und liebe Tochter zu haben. Aber was ist im Leben schon vollkommen?«

Er schaute uns so an, als wollte er von uns eine Antwort haben. Wir konnten sie ihm nicht geben...

**ENDE**